

R O B E R T   G E R B E R



*Gefiederte  
Sänger*





ROBERT GERBER  
GEFIEDERTE SÄNGER

JUGENDBUCHREIHE »ERLEBTE WELT« BAND 21

ROBERT GERBER

*Gefiederte Sänger*

*Erster Teil*

*Mit 8 Tafeln von Jürgen Ritter*

JUGENDBUCHVERLAG ERNST WUNDERLICH

Der in sich abgeschlossene zweite Teil der „Gefiederten Sänger“ behandelt Goldammer, Zilpzalp, Baumpieper, Wintergoldhähnchen, Trauerschnäpper, Rotrückenwürger, Pirol, Kernbeißer, Fichtenkreuzschnabel, Erlenzeisig, Kleiber, Mauerläufer, Steinschmätzer, Heidelerche, Girlitz, Hänfling.

Auswahl und Tafeln des ersten Teiles sind dieselben wie im nicht wieder erscheinenden Band „Anmutiges Vogelbüchlein“ von Hans Lorenz Lenzen.

Lizenz Nummer 359-425/14/53 · 1.-10. Tausend

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1953 by Jugendbuchverlag Ernst Wunderlich in Leipzig

Satz und Druck in Borgis Fournier Old Face Antiqua

bei Buchdruckerei Oswald Schmidt GmbH., Leipzig III/18/65

Druck der Tafeln VEB Graphische Werkstätten, Leipzig III/18/97

## INHALT

Vorwort .....	7
Die Amsel.....	11
Der Star .....	17
Der Zaunkönig .....	25
Die Feldlerche .....	31
Der Gartenrotschwanz .....	36
Die Mehlschwalbe .....	42
Die Singdrossel .....	49
Die Nachtigall .....	55
Der Gelbspötter.....	60
Die Mönchsgrasmücke .....	66
Das Rotkehlchen.....	72
Der Sumpfrohrsänger.....	77
Der Stieglitz.....	82
Der Buchfink.....	87
Die Bachstelze .....	94
Die Kohlmeise.....	100
Wir lernten kennen.....	108



## VORWORT

Dies Buch macht dich mit einigen der liebenswertesten unserer Singvögel bekannt. Die meisten erfreuen uns durch ihre Lieder und Rufe, durch ihr buntes Federkleid, ihre Flugkünste und ihr anmutiges Wesen. Alle unterstützen uns in der Vernichtung schädlicher Kerbtiere, manche mehr, manche weniger, je nachdem, ob sie Kerbtierfresser sind oder Körnerfresser. Heutzutage weiß das wohl jedermann; darum bringt man in Gärten, Parkanlagen und Wäldern für die in Höhlen brütenden Arten Nistkästen an; für die Freibrüter werden Hecken, Büsche und Bäume angepflanzt, in denen sie Brutplätze, Deckung und Nahrung finden. Du selbst kannst den Vögeln, die im Winter bei uns bleiben, Sonnenrosen- und Kürbiskerne, Haferflocken und getrocknete Beeren darreichen und ihnen über die schlimme Zeit hinweghelfen. Für Zaunkönig, Schwanzmeise, Baumläufer und andre Arten, die sich nur von Kerbtieren nähren, kannst du freilich nichts tun, wenn sie hungern. Aber niemals sollst du unterlassen, Schädigungen und Verfolgungen von unsern Vögeln abzuwenden, wo du kannst. Noch immer gibt es Jugendliche, die es fertigbringen, mit Steinschleudern auf Vögel zu schießen. Diese verwerfliche, leider noch allgemeinverbreitete Unsitte kostet alljährlich Tausenden von harmlosen und nützlichen Singvögeln das Leben. Andre werden schwer verletzt, verlieren ein Bein oder ein Auge. Werden Altvögel erlegt, die Junge füttern, stirbt die Brut eines schmerzvollen Hungertodes. Tritt solchen Übeltätern entgegen! Kläre sie auf über das Frevelhafte ihres Tuns, bring sie an geeigneter Stelle zur Meldung, wenn sie davon nicht ablassen wollen! Ihr Jungen Pioniere, die ihr den Schutz der Heimatnatur auf eure Fahne geschrieben habt, müßt helfen, solch wüstem Treiben ein Ende zu bereiten! Die Ausrede, daß man nur auf Sperlinge schieße, gilt nicht!

Fast alle Singvögel sind durch das Naturschutzgesetz unter Schutz gestellt, nur nicht der Haus- und der Feldsperling und fünf Krähenvögel, die auch zu den Singvögeln zählen: Raben-, Saat- und Nebelkrähe, Eichelhäher und Elster. Durch das Naturschutzgesetz ist aber Kindern auch die Beteiligung an der Bekämpfung von Schadvögeln verboten, sogar das Entfernen leerer Nester im Herbst. Außerdem können solche Wildschützen Grünfinken, Buchfinken, Hänflinge und Grauschnäpper bestimmt nicht von Sperlingen unterscheiden, und die Jagdleidenschaft läßt sie vor keinem Vogel haltmachen, auch nicht vor Eulen, wie ich es selbst erlebte. Und immer noch werden von Kindern Vogelnester zerstört und ausgeraubt. Trage du dazu bei, daß solche Roheiten nicht mehr begangen werden!

Eine große Bedeutung für die Erforschung der Lebensweise und der Wanderungen der Vögel haben die Beringungsversuche. Du mußt über diesen weltumspannenden Versuch Näheres erfahren. In Deutschland wurden Ringe bis jetzt von den Vogelwarten Helgoland in Wilhelmshaven und Radolfzell am Bodensee ausgegeben. Eine umfassende Neuregelung für die DDR ist geplant. Als Beringer wird nur zugelassen, wer nachweist, daß er die Vögel nach Aussehen, Gesang, Nest und Eiern genau unterscheiden kann. Über die von ihm beringten Vögel muß er an Hand von Vordrucken nach Art, Alter, Geschlecht sowie Ort und Zeit der Beringung genau Buch führen. Jeder, der nun einen beringten Vogel findet, muß ihn melden. Wer die Art nicht kennt, und das wird oft der Fall sein, schickt ihn am besten ein oder, wenn er zu groß oder wenn er bereits zersetzt ist, das Bein mit dem Ring und einigen Flügel- und Schwanzfedern, damit der Vogel bestimmt werden kann. Außerdem müssen Fundort, Tag und Umstände, unter denen er tot gefunden worden ist, zum Beispiel einer Katze abgenommen oder an einer Drahtleitung angefliegen, mitgeteilt werden. Kennt man den Vogel genau, dann genügt es, Vogelart, Buchstaben und Nummer des Ringes zu nennen. Der Finder erhält von der Vogelwarte Nachricht, wann und von wem der Vogel seinen Ring erhalten hat. Und ebenso wird der Beringer von dem Wiederfund benachrichtigt. Neuerdings werden Vögel außer mit den Aluminiumringen noch mit Buntringen versehen,

um ihre Lebensweise genauer zu erforschen. So erhalten wir durch die Beringung der Vögel Auskunft über die Wanderwege der Vögel, über ihre Winterquartiere, ihr Alter, ihre Heimattreue und andere Einzelheiten aus ihrem Leben.

Fast bei jedem Vogel wird angegeben, wie viele von gefiederten Feinden erbeutet worden sind. Was bedeuten diese Zahlen? Wir verdanken sie der jahrzehntelangen, mühevollen Forschertätigkeit Dr. Otto Uttendörfers in Herrnhut und einem größeren Kreis ebenso eifriger Mitarbeiter, von denen nur Heinrich und Herbert Kramer, Johannes Meißel, Dr. Otto Schnurre und Robert März genannt seien. Die Zahlen wurden durch Sammeln und Untersuchen vieler Tausender von »Rupfungen« und »Gewöllen« gewonnen. Was versteht man unter Rupfungen und Gewöllen?

Um uns klarzuwerden, müssen wir uns einiges von den gefiederten Feinden der Singvögel vergegenwärtigen.

Die Tagraubvögel werden jetzt mehr und mehr als Greifvögel bezeichnet, weil sie ihre Beutetiere mit den krallenbewehrten Zehen greifen. Das Wort »Raubvögel« wird durch das Wort »Greifvögel« ersetzt, weil es diese Vögel in Verruf gebracht und dazu beigetragen hat, daß sie geradezu sinnlos verfolgt worden sind. Wenn die Greifvögel einen Vogel erbeutet haben, rupfen sie ihm zunächst fast sämtliche Federn aus. Die entstandene Federnansammlung bezeichnet man als »Rupfung«. Meist findet man die Rupfung nicht mehr vollständig, weil der Wind Federn verweht oder der Greifvogel die Rupfung infolge einer Störung an verschiedenen Stellen ausgeführt hat. Erfahrene Ornithologen können aber an Hand dieser Federn die Art des geschlagenen Vogels bestimmen. Oft läßt sich der Täter feststellen, vielfach freilich nicht. Die Greifvögel verzehren nicht nur das Fleisch ihrer Opfer, sondern bei kleineren Arten auch die Knochen, bei größeren wenigstens einen Teil derselben, dazu einige Federn und, wenn sie Säugetiere erbeuteten, auch deren Haare. Habicht und Sperber rupfen übrigens auch Säugetiere zum Teil. Die kleineren Knochen werden verdaut, meist auch die größeren, nicht aber die Federn und Haare. Diese werden im Magen zu wurstähnlichen Gebilden zusammengeballt und durch den Schnabel ausgeworfen. Solche Gebilde bezeichnet man als

»Gewölle«. Aus den Gewöllen der Greifvögel lassen sich Art und Zahl der verzehrten Tiere nicht bestimmen, wohl aber aus denen der Eulen. Diese Nachtvögel können infolge eines anders beschaffenen Magensaftes Knochen nicht verdauen, nicht einmal die zwirnfadendünnen Rippen der Mäuse. Darum verraten Eulengewölle, insbesondere die darin enthaltenen Schädel, dem erfahrenen Forscher unzweifelhaft die Arten der erbeuteten Tiere. Untersuchungen der Rupfungen machen uns also mit der Speisekarte der Greifvögel bekannt, Untersuchungen der Gewölle mit dem Speisezettel der Eulenarten.

Bis zum Ende des Jahres 1944 wurden durch Uttendörfer und seine Mitarbeiter 330836 Wirbeltiere aus Rupfungen und Gewöllen bestimmt, nämlich

170127 Säugetiere  
151731 Vögel  
46 Kriechtiere  
8513 Lurche  
419 Fische

Merke dir die Zahl der Vögel, die bei den einzelnen Arten nicht wieder angeführt wird!

Die ausgedehnten Untersuchungen haben nun erwiesen, daß Greifvögel und Eulen nicht die Schädlinge sind, als die sie früher angesehen und verfolgt wurden. Sie erfüllen im Haushalt der Natur eine bedeutsame Aufgabe. Sie erbeuten ja nicht nur gesunde Tiere, sondern auch kranke, und sie helfen die Zahl der schädlichen Tiere – wie Sperlinge, Raben und Nebelkrähen, Elstern, Eichelhäher, Eichhörnchen und Mäuse – in erträglichen Schranken halten. Die Ergebnisse wurden durch andere Forscher bestätigt, indem sie die Mageninhalte bei Greifvögeln und Eulen untersuchten. Auf Grund aller Forschungen erschienen Greifvögel und Eulen in völlig neuem Licht. Alle Eulen wurden unter Naturschutz gestellt, auch die meisten Greifvögel. Nur Habicht, Sperber und Rohrweihe stehen noch nicht in der Liste der geschützten Arten; doch werden immer mehr Stimmen laut, die auch für ihren Schutz eintreten.

## DIE AMSEL

Wie beglückend war es doch, als 1930 schon am 7. Januar eine Amsel in den Anlagen vor dem Leipziger Hauptbahnhof abends zwischen 21 und 22 Uhr im Schein der zahlreichen Laternen ihre choralartig-feierlichen Weisen lange Zeit so klangrein und wohlklingend vortrug, daß mancher Vorübergehende verwundert stehenblieb und lauschte! Im Februar kann man bestimmt damit rechnen, daß eines Morgens, wenn die Nacht noch nicht völlig gewichen ist, aus dem Hofe oder aus dem Garten ihr Lied zu uns ins Zimmer dringt. Auch die Amsel ist eine Kündlerin des Frühlings. Nicht jede aber ist eine begabte Sängerin; manche Amseln mischen gequetschte, unreine, fistelnde Töne in ihren Gesang. Die Amsel vermag immer wieder neue Melodien zu erfinden. In der Regel ist jede Strophe von der vorhergehenden etwas verschieden; doch bemerkt man bei einiger Aufmerksamkeit, daß bestimmte Motive wiederkehren, und ab und zu findet man eine weniger erfindungsreiche Amsel, die ganze Strophen öfter wiederholt. Täuschend vermag die Amsel gewisse Geräusche nachzuahmen. Bei Basel machte sich zum Beispiel einmal eine Amsel verhaßt, indem sie die Signale der Bahnbeamten so genau piffte, daß sie anfang, den Verkehr zu gefährden. Auf einem Bauernhofe hatte eine Amsel der Tochter des Besitzers den Pfiff abgelauscht, mit dem sie die Hühner lockte, wenn sie Futter streute, und nun narrete sie die fleißigen Hennen. Immer wieder fielen sie darauf herein und eilten auf den Pfiff der Amsel zum Futterplatz. Dem Liede der Amsel kannst du recht bequem lauschen. Aus den Wäldern ist sie zu uns herein in die Städte und Dörfer gekommen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, vielleicht schon früher, hat der Umzug begonnen. Zunächst wurden Parkanlagen großer Städte besiedelt; dort bot sich in der Fülle beerenreicher Sträucher

und auf den großen, gepflegten Rasenflächen reichlich Nahrung. Und im Winter helfen Küchenabfälle und die sich immer mehr einbürgernd: Winterfütterung über schlimme Tage hinweg. Das Amselmännchen mit kohlschwarzem Gefieder, goldgelbem Schnabel und gelbem Augenlid ist jedermann bekannt, nicht aber das schlichtgefärbte Weibchen im dunkelbraunen Kleid mit braunem Schnabel. Oft suchen auf einer kurzrasigen Wiese Amseln und Stare gemeinsam Futter. Aber du findest die Stare unschwer heraus. Der Star schreitet und schaut dabei fortwährend nach links und rechts; die Amsel dagegen läuft und hüpf abwechselnd, bleibt plötzlich steil aufgerichtet stehen, äugt sichernd umher oder blickt scharf auf den Boden. Dort bemerkt sie geringste Bewegungen des Kleingetiers oder erspäht, wo ein Regenwurm steckt. Dann faßt sie ihn mit dem Schnabel, beugt sich weit zurück und zieht ihn aus seinem Gange heraus. Erregt etwas ihren Argwohn, dann läßt sie leise, gedämpfte »Dack-dack«-Rufe hören. Erblickt sie eine Katze, ihren Hauptfeind in Gärten und Anlagen, dann flüchtet sie hastig auf einen erhöhten Punkt, einen Baum, einen Strauch oder einen Zaun, und ruft unaufhörlich und durchdringend »Tix-tix-tix«, bis sich der Störenfried wieder verzieht. Gewöhnlich beteiligen sich an diesem Rufkonzert mehrere Amseln; sie warnen die gesamte Vogelwelt der Umgebung und versetzen sie in Aufregung. Überhaupt ist die Amsel recht ruffreudig. Wird sie überrascht, entflieht sie mit gellendem »Gigigi«; die ersten Töne steigen an, die letzten fallen ab. Naht ein Sperber oder ein anderer Greifvogel, so warnt sie mit leisem »Sih«. Ich hörte dieses »Sih« aber auch von ihr, wenn keine Gefahr bestand. Ich mußte oft lange suchen, bis ich den Rufer entdeckte. Unbeweglich saß er im Gezweig, oft an einer Stelle, wo ich ihn gar nicht vermutete, weil mich der Klang des Rufes völlig irregeführt hatte. Dr. Richard Heyder hat den Rufen der Amsel viel Aufmerksamkeit gewidmet; er ist der Überzeugung, daß dieser Ruf dem Zusammenfinden der Geschlechter dient, daß er ein Anpaarungsruf ist. Außerhalb der Brutzeit besuchen die Amseln eines bestimmten Gebietes gemeinsame Schlafplätze, vorzugsweise in Nadelwalddickungen. Hier fühlen sie sich vor nächtlichen Räufern einigermassen sicher. Ehe sie

nach einem solchen Platz abfliegen, der kilometerweit vom Tagesaufenthaltort entfernt sein kann, lassen sie ein gedehntes »Dsirrb« hören, das sie in gewissen Zeitabständen wiederholen. Aber auch dieser Ruf wird noch bei anderen Gelegenheiten verwendet. Man vernimmt ihn von fliegenden und auch von fütternden Amseln. Im Winter und beim nächtlichen Zuge verraten sich Amseln wieder durch einen anderen Ruf; er klingt wie »Sriih«.

Immer wieder erfreut es mich, zu sehen, wie die Amsel beim Niedersetzen nach einem Fluge langsam den etwas gefächerten Schwanz aufrichtet und dann wieder zurücksinken läßt.

In Städten werden öfters weißscheckige oder fast weiße, »albinotische« Amseln beobachtet. Die früher geäußerte Vermutung, daß es sich dabei um kränkliche, geschwächte Tiere handle, besteht nicht zu Recht. Ein fast weißes Weibchen, das sich im Besitz des Naturkundlichen Heimatmuseums der Stadt Leipzig befindet, wurde mindestens acht Jahre alt, und eine im Käfig gehaltene, total albinotische Amsel mit roten Augen war im Alter von sechs Jahren noch wohltauglich. Im Walde freilich, wo sie größeren Gefahren ausgesetzt sind, werden solche Tiere kein hohes Alter erreichen.

Trotz ihrer aparten Erscheinung und ungeachtet ihrer Sangeskunst, die uns vom Februar bis in den August hinein zu entzücken vermag, wird die Amsel von Gartenbesitzern und Obstpächtern nicht gern gesehen. Sie ist, wie der Star, leider erpicht auf Beeren und anderes Obst und kann, wo sie zahlreich auftritt, Kirschen- und Beerenernten erheblich schädigen. Aber im allgemeinen hält sich der Schaden in mäßigen Grenzen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Schaden, den ein Tier der menschlichen Wirtschaft zufügt, gern übertrieben, sein Nutzen aber, der vielfach nicht leicht zu erkennen ist, ebenso gern übersehen wird. So nimmt die Amsel neben der pflanzlichen viel tierische Kost zu sich; zeitweise ist sie nur auf diese angewiesen. Sie sucht ihre Nahrung hauptsächlich auf dem Boden und liest all das Kleingetier auf, das sich dort offen oder im Falllaub verborgen vorfindet, durch Wind und Sturm von Busch und Baum herabgeweht wurde oder, starr von der nächtlichen Kühle, zu Boden sank.

Magenuntersuchungen und Freibeobachtungen erwiesen, daß die

Amsel Ohrenkriecher, Tausendfüßler, Raupen, Lauf- und Maikäfer, Schnell-, Rüssel- und Blattkäfer, Fliegen-, Schnaken- und Käferlarven, Asseln und Schnecken, Maulwurfsgrillen und Spinnen verzehrt. Daran soll man also auch denken, wenn man mit der Amsel rechten will. Wie vielseitig ihre Nahrung ist und wie geschickt sie diese erbeutet, geht aus vielen Beobachtungen hervor. Von den Regenwürmern war schon die Rede. Aber man sah auch, daß sie aus seichtem Wasser Elritzen und Kaulquappen herausfischte und daß sie ihrer Brut Jungtiere von Ringelnattern, Blindschleichen, Zauneidechsen und Fröschen zutrug. Wenn sich Gelegenheit bietet, verfolgen und erbeuten die Amseln auch langsam fliegende Insekten, wie Maikäfer und Junikäfer. Der Vollständigkeit wegen und der Wahrheit folgend darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß Amseln beobachtet wurden, die als Nestplünderer die nackten Jungen kleinerer Vogelarten aus den Nestern herausholten und verzehrten. Solche »Feinschmecker« müßtest du nach Möglichkeit durch einen Erwachsenen unschädlich machen lassen.

Die meisten Amseln sind Standvögel und beginnen schon im März mit dem Brutgeschäft. Die Paare finden sich bereits zusammen, wenn die Männchen anfangen zu singen. Jedes Paar beansprucht ein Brutrevier, und dort, wo sie eng beieinanderwohnen müssen, entspinnen sich ernsthafte Kämpfe zwischen den Männchen. Das angreifende Männchen, der Besitzer des Platzes, geht mit angelegtem Gefieder, gesenktem Schwanz und hängenden Flügeln auf den Eindringling los, aber nicht laufend und hüpfend, wie es sich sonst fortbewegt, sondern im Trippelschritt. Stellt sich der Gegner, springen sich beide flügelschlagend an und bearbeiten sich mit Schnabel und Krallen manchmal so erbittert, daß Federn fliegen und Blut fließt. Der Kampf wird so lange fortgeführt, bis der Unterlegene weicht. Auch die Amselweibchen liefern sich Kämpfe bis zur Erschöpfung.

Waldamseln vertrauen ihr Nest mit Vorliebe gut gedeckt einem Nadelbusch oder einem Baume an. Die in den Höfen, Gärten und Anlagen der Städte brütenden Amseln legen offenbar beim Bau ihrer Nester weniger Wert auf Schutz gegen Sicht. Man findet Nester in und an Lauben, auf dem Fenstersims zwischen Blu-

menstöcken, auf aufgeschichteten Brettern und Pfählen, im Futterhäuschen. Das Weibchen errichtet den umfangreichen Bau während der Morgenstunden in zwei bis fünf und mehr Tagen. Es kittet die Reiserchen, Halme und Würzelchen, die es als Baustoffe verwendet, mit Erde zusammen. Die schöne Rundung des Nafes erzielt es wie die andern Vögel, die solche Nester formen, indem es sich in dem entstehenden Nest mit Brust und Krallen gegen die Wände stemmt und rundherumdreht. Amseln, die das Nest zwischen die Sprossen nebeneinanderhängender Leitern setzen wollten, wurden durch das sich immer wiederholende Bild so verwirrt, daß sie nach und nach zwischen verschiedenen Sprossen neun und mehr Nester angingen, aber keins vollendeten. Dann verteilten sie ihre Eier auf verschiedene Nester und gaben zuletzt die Sache auf.

Die Amsel legt drei bis sechs grünliche, mit vielen rotbraunen Punkten betupfte Eier. In der Regel brütet das Weibchen; nur selten wird es vom Männchen abgelöst. Bei fünfhundert Nestkontrollen in zwanzig Jahren fand Gottfried Schiermann nur dreimal ein brütendes Männchen auf den Eiern an. Der brütende Vogel sitzt so tief im Nest, daß er gerade noch über den Rand hinwegsehen kann. Der Schwanz ragt über das Nest hinaus und sagt dem unter ihm stehenden Beobachter, daß es besetzt ist. Nach vierzehn Bruttagen schlüpfen die Jungen. An der Fütterung beteiligt sich auch das Männchen, und zwar sehr eifrig. Die wie bei allen Singvogelarten zunächst blinden Jungen merken den Anflug der Altvögel auf dem Nestrand an der Erschütterung. Dann fahren sie sofort mit ihren Köpfen hoch, reißen die Schnäbel und den Rachen weit auf und lassen sich den Bissen bis hinter die Zunge schieben, ehe sie ihn schlucken. So verhalten sich alle Singvogeljungen: sie sperren. Wenn die Jungamseln bei reichlicher Fütterung nach dreizehn Tagen das Nest für immer verlassen, sind sie noch flugunfähig, hocken im Gebüsch und veraten den Eltern durch schirkende Rufe, wo sie sich befinden. Eine Woche noch und länger werden sie von den Alten gefüttert und eilen zuletzt den mit Futter nahenden Alten gierend entgegen. Diese geben aber auch anderen Jungvögeln, die sie anbetteln, etwas ab. Ich beobachtete, daß sie einem jungen Haus-

rotschwänzchen Futter reichten. Zuletzt betreut nur noch der Vater seine Brut; das Weibchen ist bereits mit der zweiten Brut beschäftigt. Im allgemeinen errichtet es ein neues Nest, doch wurde auch schon manches Nest zu zwei bis drei aufeinanderfolgenden Bruten benutzt.

Der Zugtrieb ist bei der Amsel nicht so stark ausgeprägt wie beim Star. Es gibt unter unsern Amseln Standvögel und Zugvögel. Von hundert wandern etwa dreißig im September und Oktober in südwestlicher Richtung bis zu den Pyrenäen, eine geringere Zahl überwintert in Norditalien. Im Frühling treffen sie an ihren alten Standorten wieder ein. Nur wenige siedeln nach der Rückkehr an neuen Orten in Entfernungen bis zu zwanzig Kilometern von der Brutheimat.

Verhältnismäßig viele Amseln fallen Tagraubvögeln und Eulen zum Opfer; der Ornithologe Uttendörfer zählte 6578 unter 151731 im ganzen erbeuteten Vögeln.

Besonders im Winter, wenn die Nahrung knapp ist, sind Amseln dem Menschen gegenüber sehr vertraut. Sie sind dann neben den Sperlingen fast die einzigen Vögel, die unsre Hausgärten und Höfe beleben. Gönnen wir ihnen ein paar Brocken, die sie so notwendig brauchen!



*Star  
Amsel*



Zaunkönig  
Feldlerche

## DER STAR

Der Star ist einer der volkstümlichsten und bekanntesten Vögel. Wie viele Gedichte und Lieder künden von ihm! Schon vor 300 Jahren hat man ihn durch Nisthöhlen eingeladen, sich in den Gärten niederzulassen, allerdings meist aus einem recht selbstsüchtigen Grunde. Man nahm die fast flüggen Jungen aus dem Nest und verspeiste sie.

Mitte Februar pflegen sich alljährlich die ersten Stare wieder einzustellen. Du kannst ihre Ankunft nicht übersehen und überhören. Sie sitzen sogleich auf den höchsten Zweigen alter Bäume oder auf der Wetterfahne des Kirchturms und musizieren, als seien sie froh, nach langer Reise wieder in der Heimat zu sein. Klingt ihr Lied auch nicht besonders schön, ergötzt es doch als lustiges Allerlei, besonders dann, wenn die ganze Schar konzertiert. Das schnurrt und schnarrt, das schnalzt und quäkt, das pfeift und flötet nur so! Täuschend werden Pirolpfiff und Grünspechtlachen und die Stimmen all der anderen Vögel nachgeahmt, die ihnen in der Bruth Heimat, im Winterquartier oder auf der Reise begegnet sind. Der Star ist ein vollendeter Spötter. Auf seinem Vermögen, fremde Laute nachzuahmen, beruht es auch, daß er Lieder pfeifen und Worte sprechen lernt. Dr. Heinroth sagt von ihm, daß er offenbar daran geradezu Vergnügen finde. Pfiff oder sagte er seinem Pflegling etwas vor, so rückte dieser dicht ans Gitter, sträubte die Ohrfedern und machte die Augen klein. Er wollte also ganz Ohr sein und sich von der Umgebung nicht ablenken lassen.

Im Hochzeitskleide, das im Frühling und im Sommer getragen wird, ist das Männchen ein schmucker Vogel. Das schwarze Gefieder schillert im Sonnenschein blau und grün und purpurn. Beim Weibchen sind Farben und Glanz etwas matter; außerdem sind in sein Gefieder mehr weiße Flecken eingestreut. Bei beiden

Geschlechtern ist in diesem Kleid der Schnabel gelb. Hält man Männchen und Weibchen in der Hand, kann man sie unterscheiden an Verschiedenheiten des Auges und des Schnabels. Das ist wichtig zu wissen für den, der Vögel zu wissenschaftlichen Zwecken beringen darf. Das Auge, das heißt die Regenbogenhaut, ist bei beiden braun, beim Weibchen aber mit einem hellbraunen bis weißlichen Außenring versehen. Die Wurzel des Unterschnabels ist beim Männchen bläulichweiß bis bläulichgrau, beim Weibchen weißlich mit leicht rötlichem Ton. Am schwarzen Schnabel des Ruhekleides im Herbst und im Winter sind diese Kennzeichen nicht bemerkbar. Zuerst treffen mehr Männchen ein als Weibchen. Sie besichtigen morgens und abends die vorhandenen Nistkästen oder Höhlen in Bäumen und Gebäuden, nächtigen aber nur ausnahmsweise darin und schlafen gemeinsam in Nadelbäumen oder im Schilf benachbarter Teiche. Am Morgen erscheinen sie dann wieder am Singplatz. Auch die Weibchen beteiligen sich an den Konzerten; sie flöten aber leiser. Gegen Ende des Monats März haben die Männchen endlich nach zahlreichen Besuchen und Kämpfen Nisthöhlen gefunden, die ihnen gefallen, und nun ist jedes bestrebt, ein Weibchen zu gewinnen. Da sitzt es denn auf dem Kasten oder in dessen Nähe, schlägt mit den Flügeln, sträubt das Kehlfieder und singt und singt. Nähert sich ein Weibchen, wird das Männchen aufgeregt, singt lebhafter und schlüpft öfters in den Kasten, schaut zum Flugloch heraus und singt und lädt so das Weibchen zum Besuch in der Wohnung ein. Sagt dem Weibchen die Behausung zu und bleibt es, so ist die Ehe geschlossen. Also wählt das Männchen den Nistplatz, das Weibchen den Gatten. Befindet sich ein vorjähriges Nest in der Höhle, wird es ausgeräumt und ein neues gebaut, eine kunstlose Anhäufung von Halmen, Würzelchen und Blättern; die Mulde wird mit einigen Federn belegt. Starenmännchen, denen sich kein Weibchen zugesellte, bauen auch ein Nest, aber kleineren Ausmaßes, und schmücken es mit Blumen und grünen Blättern. Die vier bis sieben, sehr selten acht blaßbläulichen Eier werden von dem Pärchen gemeinsam bebrütet. Durch die Beringung wurde erwiesen, daß in Holland Stare bereits mit einem Jahre brutreif sind, in Osteuropa sind sie es erst im zweiten. Auch

in Orten Mitteldeutschlands wurden einjährige Brutstare festgestellt, in Leipzig freilich bis jetzt noch nie. Nachts sitzt immer das Weibchen auf den Eiern. Die dadurch dienstfreien und die unbeweibten Männchen übernachteten gemeinsam wie bisher in Bäumen und im Röhrriech nahe liegender Teiche. Stare sind eben überaus gesellige Tiere. Nach vierzehn Tagen schlüpfen die Jungen. Nun beginnt für die Eltern eine Zeit regster Tätigkeit. Unermüdlich tragen sie von Feld und Wiese Nahrung herbei. Sie können in der Zeit für uns recht nützlich werden, denn sie füttern die Jungen, die anfangs nur etwa fünf Gramm, zuletzt aber achtzig Gramm wiegen, mit vielen Schadinsekten und deren Larven, und zwar auch mit solchen, die versteckt im Boden leben, mit Engerlingen, Drahtwürmern, den Raupen der Graseule, den Larven der Kohlschnake, also lauter gefürchteten Schädlingen der Wiesen und Felder. Sie erbeuten diese Wurzelfresser, indem sie »zirkeln«. Dabei stoßen sie den Schnabel mit ziemlicher Wucht in den Boden, zumeist in eine Spalte, und spreizen die Hälften kräftig auseinander. Weil sich zwischen Auge und Mundspalte eine »Hohlkehle« befindet, die nur mit kurzen, samtartig feinen, schwarzen, glanzlosen Federchen besetzt ist, kann der Star in die entstandene Öffnung hineinsehen und Bohrgänge von Larven und Regenwürmern und die gesuchten Tiere entdecken. Das Zirkeln ist angeboren und wird auch von zahmen Staren mit großer Leidenschaft geübt. Sie versuchen immer wieder, den Schnabel zwischen die Finger der geballten Faust des Pflegers zu bohren und sie auseinander zu zwängen. In Dielenritzen wollen sie mit Vorliebe zirkeln. Über die Zahl der täglichen Fütterungen und die Menge der Beutetiere wurden wir durch die gründlichen Untersuchungen des holländischen Forschers Kluijver unterrichtet. Er beobachtete ein Starenpaar bei der Brutpflege. Es fütterte seine Jungen am ersten Tage 118mal, vom achten Tage ab durchschnittlich 350mal. In den drei Wochen der Aufzucht wurden 6895 Futtergaben an dieses Nest gebracht, an ein anderes, gleichzeitig beobachtetes 7668. Die Zahl der Futtertiere wurde von Kluijver im ersten Falle auf 16300 veranschlagt, bei dem anderen mit 27000. Der Unterschied entstand durch die verschiedene Größe der Beutetiere; denn es ist natürlich nicht

einerlei, ob hauptsächlich Engerlinge und Maikäfer oder die kleinen Raupen des Eichenwicklers gereicht werden.

Nach jeder Fütterung tragen die Alten einen Kotballen fort. Wenn aber die Jungen fünfzehn Tage alt sind, dann spritzen sie den Kot durch das Flugloch ins Freie. Dann siehst du die Fluglochseite des Kastens, Baumstamm und Baumumgebung weiß bekalkt und erkennst daran sofort, wer den Kasten bewohnt. Da nicht aller Kot ins Freie gelangt, ist es freilich kein Wunder, daß manches Starennest zuletzt stark besudelt und durchfeuchtet ist und recht übel duftet. Erst nach achtzehn bis zweiundzwanzig Tagen verlassen die Jungstare das Nest. Ihr erdbraunes Jugendkleid mit weißlicher Kehle und einigen weißlichen Streifen an der Unterseite gleicht dem der Alten in keiner Weise. Die jungen Stare treiben sich vom ersten Tage an, zunächst noch von den Alten betreut, im Gelände umher. Mit raschen, fördernden Schritten, kopfnickend und merkwürdig wackelnd, laufen sie auf Wiesen und Wegen, in Gärten und Anlagen futtersuchend umher, nicht anders als die Alten.

Lange Zeit bestanden darüber Zweifel, ob der Star jährlich nur eine Brut oder zwei Bruten zeitigt. Zwar war bekannt, daß nach den Maibruten wieder Eier und Junge im Juni und Juli vorhanden sind, doch herrschte Unklarheit darüber, ob es sich um Spätbruten oder um zweite Bruten eines Paares handelte. Mit der Beringung wurde die strittige Frage geklärt. Es war allerdings nicht leicht, die richtige Antwort zu finden. Als man Stare beringte, die man tagsüber brütend oder Junge hudernd im Kasten gegriffen hatte, verließen sie das Nest. Eier oder Junge gingen zugrunde. Man kam erst zum Ziel, als man die Vögel unter besonderen Vorsichtsmaßnahmen in der Nacht beringte. Nachts befinden sich nur Weibchen in den Kästen, und die Weibchen brüten dann nach dem Beringen weiter. Es ergab sich, daß in Nordostdeutschland zwei Bruten niemals vorkommen; dagegen sind sie für Braunschweig und Sachsen nachgewiesen und höchstwahrscheinlich in allen milderen Gegenden die Regel.

Nach dem Ausfliegen der zweiten Brut sind jung und alt auf einmal aus dem Brutgebiet verschwunden. Sie scharen sich zu riesigen Schwärmen zusammen, besonders dort, wo Schilf-

bestände zum Nächtigen locken. Mit beginnender Dämmerung nahen sich aus allen Himmelsgegenden Schwärme von Hunderten und Tausenden solchen Schilfdickichten. Rauschenden Fluges kommen sie rasch näher, vollführen in Sekundenschnelle schnittige Schwenkungen, wie wenn sie einem Befehl gehorchten, und fallen dann, fast senkrecht herabstürzend, im Schilf ein. Wo Schilf zu gewerblichen Zwecken genutzt wird, können sie durch das Umknicken von Halmen empfindliche Schäden verursachen. Am Morgen verteilen sie sich wieder weithin und werden, je nachdem, recht lästig durch das Plündern von Obstbäumen und Beeresträuchern, zumal sie sehr bald erkennen, wie harmlos Vogelscheuchen sind; oder sie machen sich uns nützlich, indem sie Schädlinge unsrer Nutzpflanzen vertilgen. Wie gerufen, so stellen sie sich gerade oft dort ein, wo Massenvermehrungen eines Schädlings große Verwüstungen befürchten lassen. Bei der Bekämpfung des Fichtenrüsselkäfers, des Maikäfers und seiner Larven, des Kiefernspinners, der Forleule, der Nonne, der Gamma-Eule und der Kohlschabe haben Starenschwärme unendlich wertvolle Hilfe geleistet. Die Raupen der beiden zuletzt genannten Schmetterlinge gefährdeten die Rübenernte. Schon im Jahre 1914 schrieb ein Forstmann, der Sorge hatte, der Forleule Herr zu werden: »Die Stare galten mir im heurigen schweren Jahr als geheiligte Vögel.« Der Star ist eines der Tiere, das der menschlichen Wirtschaft nicht nur nützlich, sondern auch schädlich sein kann. Er ist unbedingt nützlich in Wiese, Feld und Wald; in Obstgärten und Weinbergen kann er erhebliche Schäden anrichten. Darum soll ein Kleingärtner an seinen Bäumen keine Starkästen anbringen, sondern Kästen mit kleinerem Flugloch, in denen nur Meise, Trauerschnäpper, Gartenrotschwanz und Kleiber zur Brut schreiten können.

Stare finden sich mitunter in ungeheuren Mengen zusammen. Am 19. August 1950 traf zum Beispiel Gustav Kaeser in der Nähe des Egelsees in der Nordwestecke der Schweiz eine Wiese, die »tatsächlich lückenlos von Staren besetzt war«, auf einem Quadratmeter durchschnittlich hundert Stück, im ganzen schätzte er die Zahl auf mindestens 450000. Immer wechselten Scharen »unter ohrenbetäubendem Gerätsch« von der Wiese nach den nahe

stehenden Kirschbäumen und von da zurück. Als sie erschreckt »gesamthaft« abfliegen, war ein Geräusch zu hören, »wie es wahrzunehmen ist, wenn man sich in einer Großstadt-Bahnhofsunterführung befindet und einen Zug überhin donnern hört«. Die Stare waren durch Unmengen von Heuschrecken angelockt worden, die das Gebiet bevölkerten.

Die Jungstare mausern vom Juli ab ihr Gefieder. Im Oktober sehen sie fast so aus wie die Alten, die in derselben Zeit ihr Hochzeitskleid mit dem Ruhekleid vertauschen und nun »Perlstare« werden mit vielen weißen Flecken im Gefieder; denn jede neue Feder des Kleingefieders besitzt eine weiße oder hellbräunliche Spitze. Im Laufe des Winters nützen sich diese Spitzen ab, und im Frühling prunken die Stare wieder mit dem schillernden Hochzeitskleid und dem gelben Schnabel.

Im August erscheinen wieder Stare, junge und alte, im Brutgebiet, besuchen wieder morgens die Nistkästen und singen und jubilieren so laut, als stünde der Lenz vor der Tür. An einem Oktobermorgen aber ist das Gezwitscher verstummt, die Sänger sind abgezogen. Wohin sie ihre Reise führt, hat uns der Ringversuch verraten. Man kann den Männern gar nicht genug danken, die diesen Versuch durchführen helfen. Sie setzen beim Erklettern hoher Bäume oder beim Ersteigen von Dächern und Türmen ihr Leben aufs Spiel, sie waten in Sumpf und Wasser; sie unternehmen weite Wanderungen und anstrengende Radfahrten; sie scheuen kein Opfer an Zeit und Mühe und Geld, um Vögel aller Arten mit den Ringen der Vogelwarten Helgoland (jetzt in Wilhelmshaven) und Radolfzell (früher Rossitten) zu versehen, damit an wiedergefundenen Ringen der Zug der Vögel erkennbar wird. So stellte sich heraus, daß die norddeutschen Stare den Winter in Nordfrankreich, England und Südirland verbringen, daß die mittel- und süddeutschen über Südfrankreich, Spanien und Portugal bis nach Nordwestafrika ziehen, nur wenige nach Italien. Viele Stare unternehmen keine weiten Wanderungen, sie überwintern bereits im klimatisch günstigeren Rheingebiet und in Südwestdeutschland. Dr. Dathe berichtete, daß im Dezember 1939 Tausende von Staren in den Verzierungen des Kölner Doms die Nächte verbrachten und daß sie

während der ganzen Nacht gedämpft pfffen und sangen. Auch in Leipzig harren in jedem Winter Stare aus; sie finden hauptsächlich an den Schuttablageplätzen ihr Futter. Aus Marokko und Algier, wo Stare in Oliven- und Dattelhainen und in den Weinbergen riesige Schäden anrichten, erhalten wir viele Rückmeldungen, weil die Vögel dort zu Hunderttausenden mit Netzen im Schilf der Seen gefangen und dann verzehrt werden. Auch im Mündungsgebiet des Guadalquivir wird den Staren eifrig und erfolgreich nachgestellt, wie Ringfunde beweisen.

1890 wurden deutsche Stare in New York eingeführt. Sie haben sich seitdem so stark vermehrt, daß sie gegenwärtig zu den fünf häufigsten Vogelarten in den USA gehören. Im Westen haben sie die Rocky Mountains erreicht, im Süden Mexiko. Auch die Stare Amerikas verlassen im Herbst ihre Brutgebiete in südwestlicher Richtung.

Die Beringung bestätigte uns, daß Stare ortstreu sind, daß sie die alte Brutheimat wieder aufsuchen. Dr. Werner Rüppell ging in den Jahren 1932 bis 1937 der Frage nach, ob Stare ihre Brutstätte wiederfinden, wenn sie zur Brutzeit gefangen, schnellstens mit einem Flugzeug oder einem Schnellzug nach einem entfernten Orte gebracht und dort wieder freigelassen werden. Im Jahre 1937 verfrachtete man Brutstare nach Athen, Venedig, Rom, Madrid und London; einzelne waren schon nach einigen Tagen wieder am alten Platze eingetroffen. Ein Star war von Malmö zurückgekehrt, wurde sofort gefangen und darauf nach München gesandt; nach fünf Tagen war er wieder zur Stelle. Die Stare haben also ein geradezu unglaubliches Heimfindevermögen bewiesen. Nicht selten brütet darum dasselbe Paar im gleichen Kasten. Ist aber einer der Partner nicht rechtzeitig zur Stelle, dann wird ein anderer gewählt.

Von hundert Jungstaren erliegen schon im ersten Jahre etwa sechzig den vielerlei Gefahren, von denen sie bedroht werden. Im allgemeinen erreicht ein Star ein Alter von drei Jahren. Daß ein Schweizer Ringstar reichlich zwölf Jahre alt wurde, ein deutscher, bei Wasungen an der Werra beringt, es auf vierzehn Jahre brachte, ein holländischer sogar auf neunzehn Jahre, das sind ganz seltene Ausnahmen. Stare sind sehr schnelle Flieger; sie legen, wie

J. Thienemann in Rossitten bewies, in einer Stunde etwa vierund-siebzig Kilometer zurück. Trotzdem werden sie häufig von Greifvögeln erbeutet. Unter 10 000 geschlagenen Vögeln fand Uttendörfer 531 Stare, unter 151 731 Vögeln 6820 Stare. Aber diese Abgänge sind durchaus tragbar, wie es die Häufigkeit des Stares beweist. Wir möchten ihn auch nicht missen. Gewiß, er ist des einen Freund, des andern Feind, aber er ist einer der ersten Frühlingsboten und erfreut durch sein frischfröhliches Wesen jeden, der nicht verhärteten Gemüts ist.

## DER ZAUNKÖNIG

Durch das Märchen vom Zaunkönig und vom Bären wird jedes Kind mit dem Zaunkönig bekannt, ehe es vielleicht einen im Freien erblickte. Und viele Menschen mag es geben, die zeit ihres Lebens den Wicht überhaupt nicht zu sehen bekommen. Er gilt vielen als der kleinste deutsche Vogel; er ist es aber nicht, Gartenbaumläufer und Waldbaumläufer, Schwanzmeise und Zilpzalp wiegen wie er auch nur acht bis zehn Gramm, das Sommer- und das Wintergoldhähnchen aber nur fünf bis sechs Gramm!

Männchen und Weibchen tragen das gleiche unscheinbare, braune Gewand. Es ist oberseits roströtlich überflogen, unterseits etwas heller gefärbt. Im Alterskleid fallen an den Flügeln drei kleine, weiße Punkte auf. Mit seinem dünnen, leicht gebogenen Schnäbelchen dringt der Zaunkönig in engste Rindenritzen und Mauerspalt und holt versteckte Kleinstinsekten und Spinnen heraus. Wenn er sich sicher und unbeobachtet fühlt oder auch wenn er einen Artgenossen angreift, trägt der Zaunkönig das kurze, quergebänderte Schwänzchen flach, das heißt so, wie andre Vögel ihren Schwanz zu tragen pflegen. Wir sehen aber den Zaunkönig meist erst dann, wenn er uns bereits bemerkt hat und sich durch unser Erscheinen bedroht fühlt und dann stellt er den Schwanz schnell in die Höhe, er »steltz« ihn. Diese Haltung erscheint uns keck; sie ist aber im Gegenteil ein Zeichen der Furcht, der er zudem noch dadurch Ausdruck verleiht, daß er aufgereggt »Zerr-zerr« ruft.

Der Zaunkönig ist in ganz Deutschland zu Hause, selbst auf hohen Bergen. In den Alpen traf ich ihn bis hinauf zu den Latschenbeständen. Europa bewohnt er in verschiedenen Rassen vom Mittelmeer bis nach Finnland, von England bis zum Ural. Wo ein Wasserlein rinnt und Gebüsch seine Ufer umsäumt, da ist sein Reich, da fühlt er sich wohl. Er braucht Verstecke, die

ihm bei Gefahr Unterschlupf gewähren. Darum begegnen wir ihm in Wäldern mit reichlichem Unterholz oder üppigem Farnkrautbewuchs, in Fichtendickungen und in Hecken. Immer aber zieht er feuchtes Gelände trockenem Boden vor.

Wir würden ihn oft nicht gewahren, wenn er sich nicht meldete. Das warnende »Zerr« wurde bereits erwähnt. Vom Männchen hört man sehr oft auch den Lockruf, ein scharfes »Zick« oder »Zickick«. Jeden, der es zum erstenmal hört, überrascht aber das Lied des Zaunkönigs durch seine Klangfülle und seinen Wohlklang; wenn du es hörst, vermutest du einen Sänger von Finken- oder gar Drosselgröße und nicht solch einen Knirps! Kennzeichnend für sein Lied sind einige kurze Flötentöne, einige flotte Triller und mittendrin ein kräftiger Roller. Wem gilt das Lied? In der Nähe wohnenden Männchen seiner Art kündigt es, daß hier bereits ein König in seinem kleinen Reiche gebietet, dessen Grenzen beachtet werden müssen. Einem Weibchen, das zufällig vorbeikommt, bedeutet es eine Einladung zum Besuch eines der Nester, mit deren Bau der Zaunkönig schon in den ersten Märztagen beginnt, wenn es das Wetter zuläßt. Das Brutleben des Vögelchens weist Besonderheiten auf, die erst nach und nach von fleißigen Beobachtern mittels der Beringung erkundet worden sind. An versteckten Stellen, im überhängenden Wurzelwerk des Ufergebüschs, in einem Reisighaufen, einem Holzstoß, zwischen den Wasserreisern eines Baumes, in einer Efeuwand stellt das Männchen aus Moos und Halmen, aus Farnkraut und Blättern mehrere kugelrunde Nester von der Größe eines mittleren Kohlkopfs her. Kann es feuchte, geschmeidige Blätter verarbeiten, dann geht der Bau schnell vonstatten und ist in zwei Tagen fix und fertig. An der Seite des Nestes befindet sich ein kreisrundes Einflugloch. Zuweilen werden die merkwürdigsten Orte für das Nest gewählt. Bei dem Orte Tellerhäuser fand ich eins im Heu einer Wildfütterungshütte, und kürzlich erst wurde mir eins gezeigt, das füllte einen alten Zylinderhut aus, der im Schuppen herumgelegen hatte. Auch Strohdächer und Schwalbennester dienen Zaunkönigen als Brutstätten.

Das Männchen führt zunächst den Rohbau der Nester aus, unterläßt aber die Innenausstattung. Dann singt es tagelang an einem

der Nester. Zeigt sich ein Weibchen, fliegt es vor den Nesteingang und setzt dort den Gesang fort. Schließlich schlüpft es in das Nest und singt mit dem Kopf am Eingang weiter. Dieser Einladung kann das Weibchen schließlich nicht mehr widerstehen. Es nähert sich dem Nest und beantwortet den Gesang des Männchens mit seinem Lockruf, der wie »Tserr« klingt, und endlich kriecht es in das Nest. Entfernt es sich wieder, fliegt ihm das Männchen nach und sucht es nach einem anderen Nest zu locken. Gefällt dem Weibchen ein Nest, so bleibt es. Und nun besorgt das Weibchen den Innenausbau. Das Männchen wählt also den Nistplatz, das Weibchen den Gatten. Es trägt Wolle und Federn ein, zuweilen in reichlichem Maße. In einem Neste fanden sich 498 Hühnerfedern. Das Weibchen belegt das Nest mit fünf bis sieben, meist sechs weißen, ziegelrotgefleckten Eiern und bebrütet sie ohne Mithilfe des Männchens. Dieses kümmert sich von nun an nicht mehr um Weibchen und Eier, sondern baut neue Nester. Ein besonders eifriges Männchen stellte in vier Jahren zweimal neun, einmal zehn und sogar zwölf Nester her. Es singt auch vor den neuen Nestern und gewinnt sich nicht selten ein zweites Weibchen. Die übrigen nicht besetzten Nester aber, die »Spielnester« oder »Männchennester«, dienen dem Männchen und später den flüggen Jungen als Schlafnester.

Nach vierzehn bis sechzehn Bruttagen schlüpfen die Jungen; sie wiegen zunächst ein Gramm. Jeden Tag nehmen sie, wie Dr. Heinroth feststellte, an Gewicht ein Gramm zu, so daß sie nach acht Tagen so schwer sind wie ein Altvogel. Das ist wahrhaft erstaunlich. Wie viele Insekten und anderes Kleingetier müssen herbeigetragen werden, um solches Wachstum zu erzielen! Es erhebt sich nun eine neue Frage. Im Innern des Nestes ist es dunkel. Wie ist es möglich, daß jeder Jungvogel zu seinem Recht kommt und mit Futter bedacht wird? Alle Singvögel sperren bei der Ankunft des fütternden Altvogels; das wurde schon gesagt. Aber nun holen wir etwas nach: Jeder nestjunge Singvogel besitzt an den Schnabelrändern gelbe Wülste. Diese hellen Wülste sind auch im dunklen oder halbdunklen Zaunkönignest oder in einer Nisthöhle zu erkennen und zeigen den Alten, wohin das Futter gesteckt werden muß.

Die meisten Männchen der Zaunkönige überlassen die Arbeit des Fütterns wie das Brüten dem Weibchen. Einige beteiligen sich am Füttern, wenn die Jungen ein paar Tage alt sind. Wieder andre halten sich in Nestnähe auf und bekunden durch häufiges Ticken, daß sie da sind. Wenn aber nach sechzehntägiger »Hockzeit« die Jungen das Nest verlassen, werden sie vom Männchen betreut. Es führt und bewacht sie, es reicht ihnen auch ab und zu einen Bissen und lockt sie in der Dämmerung in eins seiner Nester, indem es sich singend davor niederläßt. Ein Männchen, das zu gleicher Zeit zwei Weibchen besaß, lockte erst die Jungen des einen, dann die des andern Weibchens in ein Schlafnest.

Gewöhnlich brüten die Weibchen ein zweites Mal. Aber sie wählen hierzu meist ein anderes Nest und auch einen andern Gatten. Beim Zaunkönig gibt es nur Brutehen, keine Dauerehen.

Daß ausgerechnet die winzigen Zaunkönige öfter einen Kuckuck großzuziehen haben, der zuletzt hundert Gramm wiegt, also mindestens zehnmal so schwer ist wie seine Pflegemutter, das wirst du eine recht beachtliche Leistung nennen müssen.

Die Kleinheit des Vogels und sein dünnes Schnäbelchen lassen keinen Zweifel darüber, daß er zu seiner Ernährung auf kleinere Kerfe, Spinnen und Schnecken angewiesen ist. Magenuntersuchungen bescheinigten ihm das Verzehren von Milben, Blattläusen, Räupchen, Ameisen, Blattwanzen, Erdflöhen, Rüssel- und Dungkäfern. Im Herbst und Winter verlassen viele ihr Brutgebiet, stromern umher und untersuchen auch die Außenwände der Gebäude, insbesondere die Kellerfenster, nach geeigneter Nahrung. Manche verbringen den Winter in Gewächshäusern, wo sie eifrig den Spinnen und Blattläusen nachstellen. Die im Freien verbliebenen suchen bei empfindlicher Kälte Schutz in Nistkästen und andern Schlupfwinkeln. In Leipzig hatten sich vor Jahren einmal in einem Starkasten siebzehn zusammengefunden. Bei Steckby im Kreise Zerbst wurden gelegentlich einer nächtlichen Nistkastenkontrolle sieben vorgefunden, in der Schweiz einmal vierzehn. In den kalten Wintern 1928—1929 und 1939—1940 wurden viele Zaunkönige Opfer der Kälte und des Hungers, und in den darauffolgenden Frühlingen war ihr Be-

stand merklich geschmälert. Man kann ihnen leider nicht durch Winterfütterung helfen, weil sie ausschließlich tierische Kost zu sich nehmen, selten einmal ein paar Beeren.

Viele in Nord- und in Nordosteuropa wohnende Zaunkönige weichen den dort unerhört harten Wintern aus und unternehmen große Wanderungen. Das ist durch die Vogelwarten Helgoland und Rossitten bekanntgeworden. Aber wie die Wiederfunde beringter Zaunkönige bestätigen, gibt es auch unter den in Deutschland lebenden wanderlustige. Vorerst liegen zwar nur wenige Rückmeldungen aus weitentfernten Gebieten vor. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, wie winzig der Vogel und wie unauffällig seine Färbung ist. Irgendwo verendet ein solch kleines Wesen, und nun ist es fast ein Wunder, wenn es aufgefunden wird, und heute noch ein fast ebenso großes, wenn der Finder genügend unterrichtet ist und den Fund der Vogelwarte meldet, die auf dem Ring erkennbar ist. Ein paar Fälle seien hier berichtet. Am 29. Mai 1928 wurde ein Zaunkönig bei Berlin beringt, am 28. Dezember desselben Jahres wurde er bei Perigeux in Südwestfrankreich gefunden. Ein anderer erhielt in der weiteren Umgebung von Berlin einen Ring am 16. Mai 1930. Er hatte denselben Weg eingeschlagen und wurde am 5. Januar 1931 an der Mündung der Garonne angetroffen. Ein am 21. Juni 1937 bei Holzminden an der Weser markierter gelangte auch in die Nähe der Garonne und wurde hier am 19. Dezember des gleichen Jahres gefangen. Die drei Vögel legten — natürlich in Luftlinie gemessen — Entfernungen von 1100—1460 Kilometern zurück. Das sind für diese Buschschlüpfer mit ihrem wenig fördernden, schnurrenden Fluge bewundernswerte Leistungen. Sie verließen ihre Bruth Heimat in südwestlicher, also in der Richtung, die von den meisten deutschen Zugvögeln eingehalten wird.

Wie eine flinke Maus huscht der Zaunkönig durch Gestrüpp und Gesträuch. Er wagt sich nur manchmal beim Singen auf einen höheren Baum oder einen Strauch. Außerdem ist er weit weniger häufig als Amsel, Star und Goldammer, und so ist es erklärlich, daß, wie Uttendörfer berichtet, nur zweiundfünfzig dem Sperber und sechs dem seltenen Sperlingskauz zum Opfer fielen; beide üben bezeichnenderweise ihre Jagd im Walde aus, und die übrigen

fünfunddreißig von dreiundneunzig im ganzen gezählten wurden von andern Eulen und unbekanntem Tätern erbeutet.

Der Zaunkönig ist einer unserer drolligsten Vögel. Er muß wegen seiner unverwüsthchen Munterkeit, seiner Beweglichkeit und nicht zuletzt wegen seines Gesanges, den er das ganze Jahr hindurch hören läßt, am schönsten, lautesten und anhaltendsten natürlich zur Brutzeit, jedem gefallen. Wer Glück hat, dem bringt er sogar ein Ständchen auch mitten im Winter bei Eis und Schnee, wenn ihn ein sparsamer Sonnenschein dazu verlockt. Sein Lied in solcher Stunde ist wie ein Ausblick auf den künftigen Frühling und Sommer.

## DIE FELDLERCHE

Zu den wenigen Vögeln, die wir als Dorfjungen genau kennenlernten, gehörte die Feldlerche. Ihr jubelnder Gesang prägte sich uns schon frühzeitig ein. Und das nimmt nicht wunder, ist sie doch einer unserer häufigsten und sangesfreudigsten Vögel. Schon im Februar hörst du das mir so liebe und vertraute »Tritritri«. Sobald die Tage mild sind und nur noch kümmerliche Schneereste die grünende Wintersaat decken, schallt hoch aus dem Blau des Himmels ihr Lied zu uns herab. Höher und immer höher himmelwärts fliegt sie und singt dabei laut, klangrein und anhaltend ihr schmetterndes Lied. Minutenlang trägt sie es vor, ohne eine Pause. Gesänge von sechs Minuten Dauer sind keine Seltenheit. Es braucht nicht vieler Worte, das Lied zu beschreiben. Die Lerche trillert. Das immer wiederkehrende »Tirili« ist jedem bekannt. Mit dem Tirili wechseln in rascher Folge herrliche Flötentöne. Der Kenner merkt bald, daß die Sängerin eine begabte Spötterin ist. Sie flicht in ihre Melodien oft die Rufe der Vögel ein, die mit ihr den Lebensraum teilen. Über moorigen Landschaften hört man von ihr die wundervollen »Düdüdü«-Rufe des Rotschenkels, das Gejodel von Brachvogel und Uferschnepfe und das »Kuit« des Kiebitzes, über Öd- und Brachland das »Zirlui« des Brachpiepers und das »Piu« des Flußregenpfeifers. Der Gesang ist nicht angeboren. Jung aufgezogene Feldlerchen entwickelten sich nur zu ausgezeichneten Spöttern, brachten es aber nicht zu dem trillernden Artgesang.

Singend steigt die Lerche auf, singend kreist sie im Luftmeer, singend kommt sie allmählich herab. Ganz zuletzt faltet sie die Flügel und fällt steil herunter. Sie singt bei jedem Wetter, auch bei Sturm und Regen; nur geraten bei Sturm die Lieder wesentlich kürzer. In frühen Morgenstunden und am Abend singen Feldlerchen auch am Boden. Ich konnte

sogar einmal einer Bodensängerin noch am späteren Vormittage lauschen.

Über die äußere Erscheinung der Lerche ist nicht viel zu sagen. Männchen und Weibchen tragen dasselbe Kleid. Seine Oberseite ist erdbraun und schwarz-längsgestreift. Die Unterseite ist weißlich, stellenweise dunkel gefleckt und gestrichelt. Über den Augen befindet sich ein heller Streifen. Fliegt die Lerche dicht vor dir auf, dann bemerkst du, daß die äußeren Schwanzfedern viel Weiß zeigen. Gelegentlich sträubt der Vogel seine Kopffedern zu einem Schopf und gibt dadurch Anlaß zur Verwechslung mit seiner Verwandten, der Haubenlerche. Über ganz Europa ist die Feldlerche verbreitet, bis zum hohen Norden; sie siedelt nicht nur in der Ebene und im Hügelland, sondern auch im Gebirge, soweit noch Felder und Wiesen grünen. Wo der Wald zurückgedrängt wurde, wo man Moore und Sümpfe entwässerte und Felder und Wiesen schuf, da ergriff sie Besitz von dem neugewonnenen »Lerchenland«; sie ist eine Kulturfolgerin. Und doch scheint mir, daß ihre Zahl in den letzten Jahrzehnten abgenommen habe. Die moderne Landwirtschaft, die Feldraine beseitigt, fast keine Stoppelfelder und kein Brachland duldet, ist ihr nicht günstig, nimmt ihr viele Siedlungsmöglichkeiten. Noch um 1800 zum Beispiel müssen dagegen die Fluren der Leipziger Pflege während der herbstlichen Zugzeit ungeheure Mengen belebt haben. Allein im Oktober 1772 wurden in Leipzig 6724 Schock Lerchen verkauft, das sind 403 340 Stück. Wie viele außerdem im September und November gefangen und verzehrt worden sind, ist nicht bekannt. Sicher werden die Zahlen kaum geringer sein. Dazu müßten noch die Lerchen hinzugezählt werden, die gefangen wurden, aber nicht in die Stadt gelangten. Der Rat der Stadt Leipzig erhob um 1800 auf ein Schock Lerchen 20 Pfennige Steuer und erzielte zuweilen eine Jahreseinnahme von 18000 Mark. Über fünf Millionen Lerchen mußten also damals allein in der Umgebung Leipzigs ihr Leben lassen und wurden als Leckerbissen verspeist. »Leipziger Lerchen« waren weithin bekannt. In allen Gastwirtschaften bot man sie an, natürlich nur die fetten, die einen besonderen Wohlgeschmack entwickelten. Alle Zugvögel sammeln im Herbst vor dem Beginn der



Gartenrotschwanz  
Mehlschwalbe



*Singdrossel*  
*Nachtigall*

weiten und anstrengenden Reise reiche Fettvorräte in ihrem Körper an.

Inzwischen haben sich die Dinge geändert. Der Lerchen sind viel, viel weniger geworden, und seit langem ist ihr Fang verboten. Nur ein kleines Makronengebäck mit der Bezeichnung »Leipziger Lerchen« erinnert heute noch an jene Zeit. Die ziehenden Lerchen kommen zum größten Teil aus Nordeuropa. In Mitteldeutschland folgen die meisten Lerchen auch noch dem Wandertriebe, doch überwintert hier schon immer eine bescheidene Zahl. In den milderen Landschaften am Rhein tun das bereits viele. Die Lerchen, die uns in südwestlicher Richtung verlassen, ziehen bis nach Frankreich und Spanien, manche bis Nordafrika. Sie legen auf dem Zuge in einer Stunde etwa dreiundvierzig Kilometer zurück. Eine Feldlerche, die nestjung am 10. Juli 1949 bei Riesa beringt worden war, wurde am 18. Dezember in Frankreich gefunden, und zwar im nach dem hindurchströmenden Nebenfluß der Rhone benannten Departement Drôme. Feldlerchen, die vom starken Licht der Scheinwerfer geblendet wurden, an deutsche und dänische Leuchttürme anflogen und dabei den Tod fanden, ergaben die Feststellung, daß die Geschlechter im Frühling und im Herbst getrennt ziehen. An dänischen Leuchttürmen wurden Männchen in der Zeit vom 3. Januar bis zum 31. März gefunden, Weibchen dagegen vom 3. Februar bis zum 25. April. Über Helgoland zogen Männchen vom 12. Januar bis zum 17. März, Weibchen vom 7. März bis zum 22. Mai.

Bald nach der Ankunft der Lerchen bei uns im Februar finden sich die Pärchen zusammen. Dann siehst du oft Lerchen, die sich hartnäckig verfolgen; es sind Männchen, die sich um die Brutreviere streiten. In dem offenen Gelände, das sie bewohnen, lassen die Kämpfe sich gut beobachten. Nicht leicht wirst du das Nest der Lerche finden. Es wird in einer Bodenvertiefung angelegt, mit Vorliebe zwischen Erdschollen unter einem vergilbten Grasbüschel, immer so, daß es dem suchenden Blick möglichst verborgen bleibt. Es besteht aus Hälmchen und Würzelchen. Die schönergerundete Mulde wird mit einigen Tierhaaren ausgekleidet. Drei bis fünf bräunliche Eier – sie sind dunkelgrau und braun gefleckt auf weißlichem oder rahmfarbenem Grunde – legt das Weib-

chen in das bräunliche Nest. Du wirst es nur bemerken, wenn du zufällig einmal beinahe darauf trittst und das Weibchen entsetzt herausstiebt oder wenn du die fütternden Vögel geduldig beobachtest. Auch bei den Lerchen brütet nur das Weibchen. Die Jungen, die nach vierzehn Tagen schlüpfen, tragen auf Kopf und Rücken hellbräunliche, wirrstrahlige Dunen. Wenn sie einige Tage alt sind und im Nest eng nebeneinander liegen, alle mit dem Kopf nach einer Seite gerichtet, bieten sie mit ihrem Dunenbesatz einen merkwürdigen Anblick. Die einzelnen Leiber sind gar nicht zu unterscheiden. Man erkennt im Durcheinander der Dunen nur die Schnäbel mit den gelben Wülsten. Beide Eltern füttern die Jungen eifrig mit kleinen Kerbtieren, zuletzt mit viel Grünzeug, insbesondere mit Blattspitzen. Bereits mit neun Tagen verlassen die Junglerchen das Nest im gepelzten Jugendkleid, bei weitem noch nicht flügge. Sie hüpfen umher, sperren in aufrechter Haltung und geben dabei eine recht drollige Figur ab. Die Bruten bodenbrütender Vögel sind im Nest sehr gefährdet. Starke Regengüsse bedrohen sie. Igel, Iltis, Wiesel, Schlangen und anderes Raubzeug, das sich am Boden bewegt, vertilgt gleich die ganze Brut, wenn sie noch im Nest vereinigt ist. Selbst Ameisen richteten Bruten zugrunde. Die frühzeitige Flucht aus dem Nest ist wahrscheinlich wichtig für die Erhaltung der Art. Nach drei Wochen sind die Junglerchen flügge und fressen selbständig. Nun mausern sie bis zum Abzug im Herbst noch das ganze Gefieder, und dann gleichen sie bis auf geringe Unterschiede den Alten.

Lerchen haben viel unter Verfolgung durch Sperber und Baumfalk zu leiden. Hoch oben im Luftraum fliegend und singend, weithin sichtbar und hörbar, werden sie von diesen schnellen Fliegern leicht entdeckt und angegriffen. Alte, erfahrene Lerchen suchen ihren Feind zu übersteigen und retten sich dadurch wohl öfter; das wenig ausdauernde und ungeübte Jungvolk wird leicht ihre Beute. Sperlinge und Feldlerchen sind die Kleinvögel, die am häufigsten geschlagen werden.

Öfters schon haben Lerchen in arger Bedrängnis vor einem ihrer gefiederten Feinde bei Menschen Schutz gesucht. Sie flohen etwa zu dem auf seinem Gefährt sitzenden Bauer und versteckten sich

in seinem offenstehenden Mantel oder unter seinem Wagen. Man ist leicht geneigt, solche Berichte als rührselig und unglaubhaft abzutun. Weil aber ein solches Erlebnis auch Jakob Schenk, einem führenden ungarischen Ornithologen, vergönnt war, darf man daran nicht länger zweifeln.

## DER GARTENROTSCHWANZ

Das Männchen des Gartenrotschwanzes ist im Frühling einer der schönsten Vögel unsrer Heimat: weiß die Stirn, schwarz die Kehle, aschgrau die Oberseite, rostrot Unterseite, Bürzel und Schwanz, weiß die Bauchmitte. Eine wunderschöne Farbenzusammenstellung! Wie freudig überrascht war ich, als ich den ersten Gartenrotschwanz im Brutkleid erblickte. Aber ausgerechnet dies farbenprächtige Kleid ist ein abgetragenes Kleid, das bald wieder abgelegt wird. Als es der Vogel nach der Mauser erhalten hatte, die sich im Juli und August des vorausgegangenen Jahres vollzog, da war das Schwarz der Kehle durch die weißen Säume der neuen Federn fast völlig verdeckt, das Rostrot der Unterseite war durch solche Säume aufgehellert, das Weiß der Stirn und das Aschgrau der Oberseite waren durch rotbraune Federkanten etwas getrübt. Im Laufe des Winters nützen sich nun die hellen Federränder ab, und so kommen nach und nach die satten Farben zum Vorschein, mit denen das Männchen im Frühling prahlt. Das Weibchen ist schlichter gefärbt. Bei ihm ist die Oberseite graubraun, die Unterseite rostbraun. Bürzel und Schwanz sind wie beim Männchen gefärbt. Merkwürdigerweise treten unter den Weibchen nicht selten sogenannte »Hahnenfedrige« auf. Solche Kleider gleichen fast denen der Männchen; denn Kehle, Kinn und Vorderhals sind grauschwarz, der Scheitel sieht bleigrau aus, die Brust rostrot. Früher glaubte man, daß es sich bei Weibchen in dieser Tracht um alte Tiere handle, die nicht mehr brutfähig seien. Beringungsversuche haben aber erwiesen, daß die Hahnenfedrigkeit keine Alterserscheinung ist. Schon einjährige Weibchen können hahnenfedrig sein. Der Holländer Rüter stellte unter 183 Weibchen einundzwanzig hahnenfedrige verschiedenen Alters fest. Alle waren fortpflanzungsfähig und legten zum Teil mehr Eier als die normalgefärbten.

Der Gartenrotschwanz ist ein quicklebendiger Vogel. Kaum hat er sich niedergelassen, knickt er öfter, wie das auch Hausrotschwanz und einige andere Vögel zu tun pflegen, und zittert mit dem Schwanz. Dieses Zittern des Schwanzes ist eine Art-eigenheit der Rotschwänze. Es geht nach Heinroth »in der Weise vor sich, daß das Steuer rasch nach unten bewegt wird und sich dann mit großer Geschwindigkeit in die Ruhelage zurückpendelt. Dabei wird der Schwanz niemals nach oben bewegt, steht also so gut wie immer in der Verlängerung der Körperachse. Abbildungen, die einen Rotschwanz zeigen, der den Schwanz stetzt, sind daher völlig verkehrt und gehören in das Reich der Unmöglichkeit«. Rotschwänzchen sind, wie Heinroth den von ihm aufgezogenen nachrühmt, »ungemein wendige und geschickte Flieger, die mit staunenswerter Sicherheit und unglaublich geschwind zwischen allen Gegenständen hindurchfliegen«. Man kann sich dieser Flugkünste auch an freilebenden erfreuen, besonders dann, wenn sie gaukelnden Schmetterlingen nachjagen, die schwer zu erbeuten sind. Das Verbreitungsgebiet reicht von Nordwestafrika über Europa bis zum Baikalsee. Natürlich gliedert sich die Art auf diesem riesigen Gebiet in verschiedene Rassen, die sich hauptsächlich in der Färbung unterscheiden. In Deutschland siedelt der Gartenrotschwanz überall, wo ihm geeignete natürliche Brutplätze oder künstliche Höhlen zur Verfügung stehen, vorzüglich in lichten Laub- und Kiefernwäldern, Parkanlagen und Gärten. Aus ihrem Winterquartier kehren die Männchen einige Tage vor den Weibchen zurück und singen sofort recht fleißig. Kennzeichnend für ihr Lied sind die Anfangstöne, von denen der erste der längste ist und betont wird, die beiden kürzeren liegen etwas tiefer. Der »Daktylus« klingt wie »Ü-tri-tri«. Dann folgen ein paar Pfeiftöne in wechselnder Höhe. Sehr oft bekommt der Anfangston noch einen kurzen, gleichhohen Vorschlag. Auch unter den Gartenrotschwänzen gibt es Könner und Stümper. Die Könner bringen fast nur reine Flöten-töne, die Stümper überwiegend gepreßte und unreine Töne. Der Gartenrotschwanz ist leicht an seinem Lockruf zu erkennen. Man kann diesem die Silben »Fuid-teck-teck« unterlegen oder auch »Huid-tick-tick«. Nicht selten wiederholt er längere Zeit nur den

Pfeifton »Huid« und kann dadurch, wenn man ihn nicht zu Gesicht bekommt, mit dem Zilpzalp und dem Buchfink verwechselt werden, die über denselben Ton verfügen. Wer es über sich gewinnt, vor Tagesanbruch das Bett zu verlassen, um den Beginn des morgendlichen Vogelkonzerts zu erleben, wird als einen der ersten Sänger den Gartenrotschwanz kennenlernen. So hörte ich am 30. Mai 1935 drei »Gartenrötel« bei einer Nachtwanderung in Gaschwitz bei Leipzig um 2.55 Uhr. Erst fünf Minuten später lieben sich Amsel, Hausrotschwanz und Rauchschnalbe vernehmen. Natürlich kommt es bei solchen Feststellungen der »Vogeluhr« sehr darauf an, wo man sich befindet. Im freien Felde meldet sich zum Beispiel unbedingt zuerst die Feldlerche.

Das Lied des Gartenrotschwanzes ist eine Kampfansage an die Artgenossen seines Geschlechts, aber eine Einladung für ankommende Weibchen. Es wird in der Nähe des erwählten und erkämpften Nistplatzes vorgetragen. Der Gartenrotschwanz ist nicht einseitig auf Baumhöhlen eingestellt. Man findet das Nest auch in Erdlöchern, in Mauerlücken, auf Balken innerhalb von Lauben und Schuppen, auf Fenstersimsen. In Schleswig-Holstein und in der Wesermarsch bewohnt er die »Knicks«, die Wallhecken, und vertraut sein Nest dort den Bodenvertiefungen und den Weißdornbüschen an. Im Elbsandsteingebirge und in Steinbrüchen wird er zum Felsenbrüter. Aus Finnland wird berichtet, daß die waldbewohnenden Gartenrotschwänze dort zu neunzig Prozent Bodenbrüter sind, die in der Nähe menschlicher Wohnstätten ansässigen aber ihre Bruten vornehmlich in Baumhöhlen und Nistkästen großziehen. Nähert sich dem singenden Männchen ein Weibchen, zeigt es ihm eifrig seine Wohnung. Falls es eine Höhle ist, schlüpft es in diese ein, schaut zum Flugloch heraus und präsentiert seine weiße Stirn. Das Weibchen baut in wenigen Tagen aus Halmen, Blättern und Würzelchen das Nest, trägt aber zuletzt für die Auskleidung der Mulde auch einige Haare und Federn ein. Die fünf bis sieben grünblauen Eier werden nur vom Weibchen bebrütet. Es muß sich auch selbst mit Nahrung versorgen und deshalb öfter Jagdausflüge unternehmen. Bringt ihm das Männchen, was aber sehr selten geschieht, ein Beutetier, meldet es sein Kommen durch einen eigenartigen Ton an. Darauf

verläßt das Weibchen das Gelege und nimmt die Gabe in Empfang. Nach zwölf bis vierzehn Tagen sprengen die Jungen die Eier und werden von beiden Eltern geatzt. Der Schweizer Ornithologe Bußmann brachte beim Nest einen Terragraphen an, eine Einrichtung, die jeden Einflug der Alten in die Höhle selbständig aufzeichnet. Damit stellte er fest, daß ein Pärchen seine Brut in zwölf Tagen 3457mal mit Futter bedachte. Im Alter von fünf Tagen erhielten die Jungvögel täglich 172 Futtergaben, vom neunten Tage an aber über 300, in den letzten Tagen genügten wieder reichlich 200 Fütterungen. Ein Weibchen, dessen Gatte während der Brut umgekommen war, fütterte am 1. Juni 1930 seine Jungen von 4.02 Uhr bis 20.13 Uhr, also in reichlich sechzehn Stunden, 619mal und trug 115 Kotballen fort. Es erschien durchschnittlich aller 139 Sekunden am Nest und sammelte die Nahrung im Umkreis von etwa dreißig Metern. Das Weibchen kam während des ganzen Tages nicht zur Ruhe, und man könnte den Eindruck gewinnen, daß ihm die Arbeit des Fütterns eine riesige Belastung bedeutet. Doch tut der Vogel, wie Heinroth einmal treffend bemerkte, nur das, was ihm Spaß macht. Vögel, die ihre eigenen Jungen verloren haben, füttern eifrig andre Jungvögel, weil sie dem ihnen innewohnenden Fütterungstrieb folgen müssen.

Die Jungen verlassen im Alter von vierzehn Tagen im gefleckten Jugendkleid das Nest. Sie sitzen danach im Gesträuch und begrüßen die fütternden Alten mit lautem »Rärärärä«. Dieses lärmende Gebaren macht leider auch Raubzeug aufmerksam, und in Gärten und Anlagen endet mancher Jungvogel vorzeitig in den Krallen herumstrolchender Katzen.

Manches Pärchen muß statt der eigenen Jungen einen Kuckuck aufziehen. Das Kuckucksweibchen versteht es, seine Eier selbst in solchen Nestern unterzubringen, die sehr versteckt angelegt worden waren. Mancher Jungkuckuck wäre sogar in einer recht engen Höhle umgekommen, wenn er nicht von Menschen entdeckt und befreit worden wäre.

Dem Gartenrotschwanz dienen alle kleineren Kerbtiere zur Nahrung, ganz gleich, ob sie an Blättern, Zweigen und Stämmen sitzen, sich auf dem Boden bewegen oder die Luft durch-eilen. In Mägen fanden sich kleine Rüsselkäfer verschiedener

Arten, Schnellkäfer, Wanzen, Fliegen, Rüpchen, Zikaden, Blattwespen, Spinnen, Asseln, Tausendfüßler. Dr. Mansfeld ermittelte auch die Tiere, die den Jungen eines Nestes zugetragen wurden. Er legte den Versuchstieren für ein bis zwei Stunden einen Ring so um den Hals, daß sie die Nahrung nicht hinunterschlucken konnten, und stellte fest, daß in der Zeit zweiundzwanzig Raupen, fünf Schmetterlinge, zwei Fliegen, acht Spinnen und acht Kugelasseln gereicht wurden. Der Gartenrotschwanz ist demnach ein überwiegend nützlicher Vogel. Die paar Johannisbeeren, die er außerdem dem Gärtner entführt, wollen wir dem munteren, farbenschönen und sangesfrohen Kerlchen von Herzen gönnen. Die meisten Gartenrotschwänzchen verleben den Winter in Gebieten südlich der Sahara, in Abessinien, im Sudan, manche in Nordwestafrika. Sie streben diesen Zielen in südlicher und südwestlicher Richtung zu. Deutsche Brutvögel wurden in Italien, Algerien, Spanien und Portugal aufgefunden. Besonders wertvoll erwies sich der Wiederfund des Schweizer Ringvogels, der am 3. Juni 1945 in Sempach beringt und am 2. April 1950 im französischen Teil der Sahara gefangen wurde. Er war sicher auf dem Heimweg begriffen, von seiner Heimat noch 2660 Kilometer entfernt und hatte ein Alter von fünf Jahren erreicht. Die meisten Gartenrotschwänzchen verlassen uns im August und September. Aber Spätlinge werden noch gegen Ende Oktober angetroffen. Wie viele andere Kleinvögel ist der Gartenrotschwanz ein Nachtzieher. Auf dem Herbstzuge nehmen sich die Vögel im allgemeinen viel Zeit. Die meisten legen nach den bisher vorliegenden Befunden in einer Zugnacht durchschnittlich nur dreißig bis sechzig Kilometer zurück. Es wurde aber auch einmal einer sechs Tage nach seiner Beringung bereits in einer Entfernung von 1000 Kilometern angetroffen. Er hatte sich demnach mehr beeilt und eine tägliche Durchschnittsleistung von 167 Kilometern erzielt. Der Rückzug im Frühling verläuft bedeutend schneller, wie das übrigens auch von anderen Zugvögeln, zum Beispiel vom Storche, bekannt ist. Die Geschlechter ziehen, wie wir bereits hörten, getrennt. Gartenrötel kehren in die Heimat zurück. Zwölf Pärchen trafen sich im zweiten Jahr am alten Platz, sechs davon am alten Kasten. Jungvögel suchen den Geburtsort wieder

auf oder beziehen ein Revier in dessen Nähe. Ein Jungvogel, der in München zur Welt gekommen war, wählte seine Heimat allerdings ziemlich weit davon entfernt; er ging nach Leipzig.

Der Gartenrotschwanz liebt hohe Singplätze. Vor Jahren erfreute mich wochenlang einer mit seinem Gesang. Er saß hoch über den Häusern der Großstadt auf einer Rundfunkantenne und ließ von dort aus sein frohes Lied erschallen. Er beglückt nicht nur durch seine ansprechenden Weisen, sondern auch durch seine anmutige Erscheinung. Wer sich einen Gartenrotschwanz als Bewohner seines Gartens wünscht, mag Meisenkästen aufhängen. Wenn ihm nicht Trauerschnäpper, Sperlinge oder Meisen zuvorkommen, dann mag wohl ein Gartenrötel Einzug halten.

## DIE MEHLSCHWALBE

Ein Dorf, eine Stadt ohne Schwalben, gibt es das in Deutschland? Ich glaube nicht. Schwalben sah ich noch in sehr hoch gelegenen Alpendörfern, wie in Zürs in Tirol, für das Storms Reiseleiter eine Höhe von 1720 Metern angibt. Schwalben sind liebliche Geschöpfe. Jedermann ist ihnen gewogen. Sie haben sich wie der Storch dem Menschen aufs engste angeschlossen, teilen sogar die Behausung mit ihm und werden, wenn sie nach halbjähriger Abwesenheit im Frühjahr wieder Einkehr halten, allüberall herzlich willkommen geheißen. Jedes Haus ist glücklich, unter dessen Dach ein Schwalbenpärchen sein Heim gründet. Man bringt in Haustür und Stall Brettchen oder an der Außenseite des Hauses Leisten an und lädt damit die leichtbeschwingten Beherrscher der Luft zum Nisten ein.

Da nicht allen bekannt sein dürfte, daß zwei verschiedene Arten Hausgenossen des Menschen sind, die Mehlschwalbe und die Rauchschalbe, seien beide zunächst einmal vorgestellt, als erste die Mehlschwalbe, von der hauptsächlich die Rede sein soll. Ihren Namen verdankt sie der reinweißen Unterseite, die aussieht, wie wenn sie mit Mehl bestäubt wäre. Selbst die Beinchen machen noch einen ähnlichen Eindruck; sie sind schneeweiß befiedert, sie haben weiße Strümpfchen an. Die Oberseite der Mehlschwalbe schmückt ein glänzendes Blauschwarz. Das Ende des Rückens, der Bürzel, ist wieder weiß. An diesem weißen Bürzel kann man fliegende Mehlschwalben leichtlich von der Rauchschalbe unterscheiden, deren gesamte Oberseite blauschwarz schimmert. Die Unterseite der Rauchschalbe ist dreifarbig. Braunrot ist die Kehle, schwarzblau das Brustband; weiß, leicht rötlich angehaucht, sind Brust und Bauch. Ein Hauptmerkmal der Rauchschalbe ist der Gabelschwanz, dem die stark verlängerten äußersten Federn die Form verleihen. Der Schwanz der Mehl-

schwalbe ist demgegenüber weniger gegabelt. Die Rauchschalbe brütete in früheren Jahrhunderten nahe dem Rauchfang, einem unten weit offenen Schornstein, oder in seiner Nähe und erhielt daher ihren Namen. Sie geht hinein in Flur und Stube und Stall und kittet ihr Nest dort an die Wand oder setzt es auf einen Balken, ein Brettchen oder den Lampenschirm. Die Mehlschalbe dagegen legt ihr Nest außen am Hause unter dem Vorsprung des Daches an. Die beiden Arten unterscheiden sich außerdem durch Gesang und Rufe. Die Rauchschalbe ist die stimmbegabtere. Sie ist die liebliche Schwätzerin, die uns vom Nest oder vom Leitungsdraht herab ihr Liedchen vorplaudert, dem zu guter Letzt ein gemütliches Schnurren seine besondere Note gibt. Sie ist es, die in dem Kinderliedchen »Frau Schalbe ist 'ne Schwätzerin« ihr Lob erhält und von der das gern gesungene Lied »Aus der Jugendzeit« kündigt. Die Strophe der Rauchschalbe hat den Volksmund zu allerhand Deutungen veranlaßt. In Hessen sagt man, sie singe: »Wenn du wüst, was i wäs, und i wüst, was du wäst, so wüsten wir's alle zwäää!« In Brandenburg mahnt sie: »Mutter, mußst dem Jungen den Kittel flicken, Kittel flicken, mit witten, swarten, witten, swarten Zwärn.«

Die Mehlschalbe singt sehr selten. Ich habe ihr Liedchen, das dem der Rauchschalbe ähnelt, nur wenige Male gehört. Ihre Rufe erscheinen uns weniger angenehm als die der Rauchschalbe, deren oft wiederholtes »Wittwitt« anheimelnd klingt. Droht aber Gefahr, zeigen sich Sperber oder Baumfalk, dann ruft sie scharf und durchdringend »Biwist-biwist«. Von der Mehlschalbe hört man bei gemeinsamer Jagd auf Insekten nur ein geräuschhaftes »Tserr« oder »Dscherr«, bei Erregung und in Angst Rufe, die wie »Sier« oder »Zirr« klingen.

Auch die Eier beider Arten sind verschieden. Die Mehlschalbe, die weißere von beiden, legt reinweiße Eier, die an sich weißen Eier der Rauchschalbe aber sind rotbraun oder dunkelbraun gefleckt.

Schalben sind Maurer. Wer sie als Untermieter haben will, muß ihnen feuchte Erde zur Verfügung stellen. Der wissenschaftliche Name der Mehlschalbe, *Delichon urbica*, besagt, daß sie früher die Stadtschalbe war; denn »urbs« heißt Stadt. Aber sie haben

Städte und große Dörfer fast ganz verlassen müssen, weil ihnen die gepflasterten oder asphaltierten Straßen nicht den Baustoff gewährten, den sie brauchen. Auf dem Dorfe sieht man sie im Mai, nachdem sie im April zurückgekehrt sind, am Ufer des Teiches oder des Baches versammelt. Sie beißen kleine Bröckchen der feuchten Erde oder des Schlammes ab, formen sie zu Klümpchen und vermischen sie mit ihrem Speichel. Dann geht es im Fluge zur Baustelle, wo Klümpchen auf Klümpchen gesetzt und festgedrückt wird, so daß im Lauf von etwa zwei Wochen ein halbkugelförmiges Nest entsteht, bei dem ganz oben ein kleines Einfugloch frei bleibt. Um dem Bauwerk größere Haltbarkeit zu verleihen, werden Hälmchen und Härchen mit eingebaut, die manchmal etwas heraushängen. Schwalben beherrschen also ausgezeichnet die Lehmbauweise, die früher auch beim Hausbau angewandt wurde, wie alte Lehmhäuser heute noch bezeugen. Männchen und Weibchen, die man äußerlich nicht unterscheiden kann, arbeiten gemeinsam und füttern innen das Nest mit Federn weich aus. Nicht selten sieht man Nest neben Nest der Mehlschwalben an einer Gebäudewand; sie sind sehr gesellig. Die Erforschung der Vorzeit hat erwiesen, daß Mehlschwalben schon auf der Erde lebten, ehe der Mensch erschienen war. Damals klebten sie ihre Nester an steile Felswände, wie auch heute noch dort, wo sie nicht in menschliche Siedlungen kommen. In Deutschland ist am bekanntesten die Mehlschwalbenkolonie an den Kreidefelsen der Insel Rügen. Hier wurden im Jahre 1931 über 400 Nester gezählt. Auch auf Helgoland, bei Berchtesgaden, am Neckar und in der Fränkischen Schweiz entstanden an Felswänden stattliche Ansiedlungen. Das Sprichwort »Keine Regel ohne Ausnahme« trifft auf beide Schwalbenarten zu. Es gibt Rauchschwalben, die ausnahmsweise ihr Nest an der Außenseite der Häuser anbringen, und Mehlschwalben, die sich in das Innere eines Hauses wagen und dort dem Brutgeschäft obliegen. Die meisten Nachrichten über das Brüten von Mehlschwalben in Bauernhäusern liegen aus Mecklenburg vor. Mancherorts gefährdet der starke Kraftwagenverkehr der Gegenwart die Brutten der Mehlschwalben. Infolge der heftigen Erschütterungen, die die schweren Wagen auf holprigem Straßenpflaster hervorrufen, fallen die

Nester mit Eiern und Jungen herunter, im Entstehen begriffene werden vor ihrer Vollendung zerstört. Da hilft man den Schwalben, indem man unter dem Dachvorsprung eine längere Leiste annagelt und an der Wand darüber einen Streifen Maschendraht. Dadurch wird den Nestern mehr Halt verliehen. Es werden auch künstliche Nester aus Holzbeton angefertigt und gern von den Schwalben angenommen.

Die Ehegatten bebrüten die vier bis fünf weißen Eier, die gewöhnlich im letzten Maidrittel gelegt werden, gemeinsam. Sie übernachten gemeinsam im Nest, auch wenn die Jungen geschlüpft sind. Die Dauer der Bebrütung und die Nestlings- oder Hockzeit der Jungen sind je nach der Witterung verschieden lang. Kühles, regnerisches Wetter ist mit Nahrungsknappheit verbunden und verzögert den Ablauf des Brutgeschäfts; denn die Vögel müssen viele Stunden das Gelege verlassen, um sich mit Nahrung zu versorgen. Zwölf bis dreizehn Tage werden für die Bebrütung, sechzehn bis dreiundzwanzig Tage für das Verbleiben der Jungen im Nest angegeben. Die Ernährung lediglich durch fliegende Insekten verlangt unbedingt warmes, sonniges Wetter. Es kommt vor, daß die Altvögel bei langewährendem ungünstigem Wetter für die Jungen nicht genug Futter herbeischaffen können und daß die Brut verhungert. Das war im Jahre 1948 in Südwestdeutschland und in der Schweiz der Fall. Damals gingen außer den Schwalbenbruten auch fast alle Mauerseglerbruten zugrunde. Nester, in denen Junge verendeten, sind für spätere Bruten nicht mehr verwendbar, da die Alten die Leichen nicht zu entfernen vermögen.

Bei den Schwalben kann man von einem Familienleben sprechen. Nach dem Ausfliegen kehren die Jungen abends wieder zum Nest zurück und nächtigen mit den Eltern. Das geschieht auch, wenn sich die Eier oder Jungen der zweiten Brut im Nest befinden. Zuletzt drängen sich Eltern und alle Nachkömmlinge im engen Raum. Wenn sich Nester nahe beieinander befinden, irren sich die Jungen mitunter und drängen sich zwischen die Insassen eines andern Nestes. Es kann dann lange dauern, bis sich die Gesellschaft einigt und beruhigt. Es ist überhaupt verwunderlich, daß die Schwalben die Nester als Schlafräume so lieben, denn der Aufenthalt in ihnen gehört sicher nicht zu den Annehmlichkeiten.

Wimmeln sie doch fast ausnahmslos von Ungeziefer, das die Vögel entsetzlich peinigt. Das Kapitel über die Parasiten, das im Handbuch der deutschen Vogelkunde bei den meisten einheimischen Vogelarten nur einige, oft nur zwei Zeilen beansprucht, erstreckt sich bei den beiden Schwalbenarten auf über drei Seiten. Weil Schwalbennester dauerhafter und wärmebeständiger sind als Nester aus Halmen und Blättern, weil sie zudem an geschützten Orten angebracht, also Wind und Wetter nicht oder wenig ausgesetzt sind, entwickeln sich in ihnen die Parasiten ungehemmt, überwintern darin und befallen im nächsten Frühjahr die Schwalben wieder. Von der Mehlschwalbe heißt es, daß es wohl kaum ein Nest gibt, in dem sich nicht zahlreiche Wanzen, Lausfliegen oder ihre Puppentönnchen, Flöhe oder ihre Larven und Milben befinden. Es wurden Nester mit einer Besatzung von über 1000 Flöhen gefunden. 233 Nester von Rauch- und Mehlschwalben enthielten 12500 Schwalbenwanzen, die der Bettwanze ähneln. Besonders die Jungschwalben werden von diesen Schmarotzern fürchterlich gequält. Es wird ihnen täglich viel Blut entzogen. Gesellt sich zu diesem dauernden Blutverlust bei naßkaltem Wetter noch unzureichende Ernährung, setzt ein großes Jungensterben ein. Unter Schwalbennestern liegen manchmal Jungvögel, die statt der Flügelfedern nur mißgebildete Federkiele besitzen. Sie sind vollkommen hilflos und dem Raubzeug ausgeliefert. Das sind Junge, bei denen die Entwicklung der Federn durch zahlreiche Insektenstiche unterbunden wurde.

Schwalben sind, wie wir hörten, überaus gesellig. Nur im zeitigen April, wenn noch wenige zur Stelle sind, oder im Oktober, wenn die meisten schon nach dem Süden unterwegs sind, sieht man Einzeltiere. Sonst tummeln sie sich in Scharen hoch oben im Himmelsblau, wo sie durch aufsteigende Luftströmungen emporgetragene Kleinkerfe jagen, oder sie flitzen an trüben Tagen niedrig über Saaten und Wiesen dahin und lesen die an Halmen und Blüten sitzenden Fliegen, Motten, Mücken und Kleinkäfer ab. Auch an Häuserfronten streichen sie an solchen Tagen entlang, jagen ruhende Insekten auf und schnappen sie weg. Gern fliegen sie über Wasserläufen hin und her, und wenn sie dabei unter der Brücke wegfliegen, auf der wir stehen, können wir in

der dunklen Oberseite den weißen Bürzel schön erkennen. Leicht und anmutig ist ihr Flug; mühelos und spielerisch mutet er uns an. Gleiten und Flattern, sanfte Bögen und blitzschnelle Wendungen folgen aufeinander. Lange kannst du zusehen, ohne zu ermüden. Schwalben beleben den Luftraum, wie es nur noch der Mauersegler vermag. Leer kommt er uns vor, wenn sie fort sind. So gewandt sie als Flieger sind, so unbeholfen sind Schwalben zu Fuß, besonders Mehlschwalben. Wenn sie beim Einsammeln feuchter Erde auf dem Boden stehen müssen, stützen sie sich gewöhnlich auf den zum Boden gesenkten Schwanz, um das Gleichgewicht zu erhalten.

Das Kleingetier der Luft, das Luftplankton, ernährt die Schwalben. In einem Magen befanden sich 306 Mücken und Erdschnaken, in einem zweiten 202 Kleinkäfer und Zweiflügler, in einem dritten 119 kleine Samenkäfer und verschiedene Zweiflügler, im vierten 380 Samenkäfer und eine unbestimmbare Anzahl Fliegen und Schnaken. In Ungarn reinigten einmal mehrere tausend Mehlschwalben ein großes Maisfeld in zwei Tagen von schwarzen Blattläusen.

Die Mehlschwalbe bewohnt den größten Teil Europas. Den Winter verbringen die in Westeuropa brütenden in Westafrika, die in Osteuropa beheimateten in Ost- und Südostafrika. Bevor sie uns im September verlassen, kommt es zu den auffallenden Ansammlungen auf Leitungsdrähten. Die einen schlagen die Südwestrichtung ein, die andern ziehen südlich und scheuen nicht den Flug über die Alpen. Freilich werden sie bei diesem gefährlichen Unternehmen in manchen Jahren von schlechtem Wetter überrascht, und Tausende erliegen dann dem Hunger und der Kälte. Besonders schlimm wirkte sich der Kälteeinbruch im September 1931 auf den Schwalbenzug aus. Halbverhungerte Schwalben verkrochen sich in Ritzen, Spalten und Höhlungen der Häuser Wiens. Wo vor dem Eingang der Höhlung eine waagrechte Fläche gegeben war, hatte sich eine dicke Traube von Vögeln angesammelt, die alle mit den Köpfen nach dem Eingang lagen. Diese Trauben vor den Höhlungeingängen waren oft so hoch und dick, daß sie diese, die ja ursprünglich den Mittelpunkt zum Zusammenrotten abgegeben hatten, vollständig verbargen.

Beim Einsammeln der Schwalbenknäuel ergab sich, daß alle Vögel fest schliefen, und zwar so fest, daß die innen liegenden nicht wach wurden, als man die äußeren Klumpen entfernte. Dies auffallende Verhalten dient jedenfalls dem Einsparen von Kräften, um beuteloze Tage zu überstehen. Die Tiere erwärmen sich gegenseitig, und durch den tiefen Schlaf wird der Stoffwechsel herabgesetzt. 89000 Schwalben, zum größten Teil Mehlschwalben, wurden seinerzeit in Wien gefangen und in Flugzeugen und einem geheizten Lastwagen nach Venedig gebracht. Damals gerieten viele Ringvögel in Menschenhände, und was lehrten sie? Es wurden nur Schwalben gefunden, die in Sachsen, Thüringen und den nördlich und nordöstlich davon liegenden Gebieten beheimatet waren, keine aus Westdeutschland. Diese hatten wie üblich die Südwestrichtung eingeschlagen. Auch für die Mehlschwalbe ist durch die Beringung die Rückkehr in die Heimat und sogar in dasselbe Nest erwiesen. Eine in Rostock beringte gab Aufschluß über ihr Winterquartier. Im Juni 1937 markiert, wurde sie im Januar 1938 in Südafrika gefunden.

Die Rauchschwalbe ist in Deutschland von beiden Arten wahrscheinlich die häufigere. Das darf man auch aus den Untersuchungen Uttendörfers schließen. Gegenüber 3894 Rauchschwalben konnte er nur 832 Mehlschwalben als Beutetiere von Tagraubvögeln bestätigen. Die überwiegende Zahl fiel dem Sperber zum Opfer. Von Schwalben, die in Gefangenschaft gepflegt wurden, erwies sich die Rauchschwalbe als die findigere. Schwalben gehören im Sommer zum Bilde des dörflichen Friedens. Sie werden auch in Zukunft dem Dorfe nicht fehlen, obwohl ihr Kampf um das Leben nicht leicht ist. Schmarotzer und schlechtes Wetter machen ihnen das Leben oft sauer. Aber sie setzen sich durch, die flinken Gesellen, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz.

## DIE SINGDROSSEL

Wenn du Glück hast, kannst du schon an einem der ersten März- tage der Singdrossel lauschen. Weithin sichtbar, von der Spitze eines hohen Baumes aus trägt sie ihre klangvollen Strophen vor, die weit über den Wald schallen und jeden beglücken, der sie vernimmt. Motiv folgt auf Motiv. Jedes besteht aus zwei bis vier Tönen, die meist mehrmals wiederholt werden. Die Singdrossel nimmt unter den einheimischen Sangeskünstlern einen der ersten Plätze ein. Sie verdient den ehrenvollen Namen, den man ihr verlieh, mit Fug und Recht. Die einzelnen Töne sind so wohllautend und rein, daß man aus ihnen unschwer Silben wie »Dodü«, »Wijo«, »David« und andere heraushören kann. Kein Wunder, daß der Volksmund sie deutete. Der Erzgebirgler behauptet, sie sänge: »Dörre Ficht, dörre Ficht! Hack se oh, hack se oh! Dr Förschter kimmt, dr Förschter kimmt! Quiek, quiek! Reiß aus, reiß aus!« Bei Saalfeld hört man andere Worte: »Wo waarscht, wo waarscht?« – »Kärb (Kirchweih), Kärb.« »Was gab's, was gab's?« – »Pferd, Pferd.« »Wie waarsch, wie waarsch?« – »Rappelcärr, rappeldärr.« Am eindrucksvollsten wirkt ihr Gesang in den Abendstunden, wenn die Sonne bereits versank und die dunklen Schatten der Nacht sich langsam über die Landschaft breiten. Sie ist eine Morgen- und Abendsängerin. Auch unter den Singdrosseln gibt es – wie könnte es anders sein – schlechte Sänger, die unreine, schirkende Töne hören lassen. Sie »matschen«. Im Juli verstummt die Singdrossel etwas früher als die Amsel. Man hört dann von ihr nur noch den Lockruf, der ihr den Namen »Zippe« eintrug, nämlich ein halblautes »Zip«. Der Gesang ist nach Heinroth angeboren. Jung aufgezogene brachten ihn zustande, ohne einen Artgenossen als Lehrmeister gehört zu haben. Das ist verwunderlich, da er doch nicht zu den einfachen gehört. Heinroths Pfleglinge erwiesen sich außerdem als Spötter. Sie

ahmten Rufe von Stubengenossen nach. Von freilebenden wurde mehrfach berichtet, daß sie die jauchzenden Rufe des Schwarzspechts, die sich ihrem Gehör durch ihre Klangfülle wohl besonders aufdrängen, bewundernswert echt wiedergaben. Wird eine Singdrossel aufgeschreckt, ruft sie »Gick-gick-gick«, ähnlich wie die Amsel, und entflieht. Auch das gedehnte »Sieh« der Amsel kann man, wenn auch selten, von ihr hören. In meiner Jugend – es war vor der Jahrhundertwende – mußte man in den Wald gehen, um ihr Lied zu vernehmen. Inzwischen ist sie der Amsel in die Gärten und Friedhöfe der Städte und Dörfer gefolgt und singt nun wie diese unbekümmert um den in der Nähe arbeitenden Menschen vom niederen Obstbaum oder vom Laubdach ihre aufmunternden Weisen. Merkwürdigerweise hat sich diese »Verstädterung« der Singdrossel noch nicht überall durchgesetzt. In München ist sie seit langem Brutvogel, in Augsburg noch nicht. In Nürnberg hat sie 1944 ihren Einzug gehalten. Es erhebt sich die Frage, wie diese Umstellung vom scheuen Wald- zum wenig scheuen Gartenvogel zustande kam. Man darf wohl annehmen, daß Junge solcher Brutten, die am Waldrande in der Nähe von Gärten oder Parkanlagen groß wurden, den Menschen sehr bald kennenlernten, sich an seinen Anblick gewöhnten und vertrauter wurden und dann im nächsten Jahre, als sie selbst zur Brut schreiten konnten, statt im Walde im benachbarten Parkgelände ihr Nest errichteten. Deren Junge lernten den Menschen noch weniger fürchten, und so mag sich diese Umgewöhnung nach und nach vollzogen haben.

Eine im Garten singende Singdrossel läßt sich meist aus großer Nähe betrachten. Auf der hellen, fast weißen Unterseite fallen dunkle Tropfenflecke auf. Die Oberseite ist gleichmäßig olivbraun gefärbt. Auf dem Boden bewegt sich die Singdrossel in großen, schnellen Sprüngen. Fühlt sie sich beunruhigt, zuckt sie nervös mit den Flügeln und fliegt endlich ab. Bei günstiger Beleuchtung kannst du dann für einen Augenblick die rostgelbliche Färbung der Flügelunterseite erkennen. Männchen und Weibchen sind gleich gefärbt.

Der März, der Monat ihrer Rückkehr, ist bisweilen recht unfreundlich. Noch lassen Fröste den Boden erstarren, und Schnee-

fälle sind am Monatsende keine Seltenheit. An solchen ungastlichen Tagen suchen die Drosseln die schneefreien, schlammigen Ufer der Gewässer auf, wo sie dies und das für den Magen finden. Im Walde wenden sie mit dem Schnabel das Fallaub und suchen nach Insektenlarven. Trotz Frost und Schnee und karger Kost lassen sich die Männchen im Singen nicht beirren; denn die später eintreffenden Weibchen müssen erfahren, wo ihrer ein Männchen harret. Hat sich ein Pärchen gefunden, beginnt es nach einiger Zeit — Ende März, Anfang April — mit dem Nestbau. Ob das Weibchen das umfangreiche, wohlgefügte Nest ohne Mithilfe des Männchens erstellen muß, bedarf noch der Nachprüfung. Hier müssen Beobachtungen von einem Versteck aus die notwendige Klärung erbringen. Ein Singdrosselnest erkennt man sofort daran, daß es innen nicht mit feineren Haaren ausgekleidet ist, sondern mit einer Tapete, einer harten Schicht aus Holzmulm und Erde. Junge Singdrosseln sind also nicht weich gebettet. Das Weibchen sammelt aus ausgefaulten Baumstümpfen oder von morschen Stämmen und Ästen den bräunlichen Mulm, zerkleinert ihn, falls es notwendig ist, mit dem Schnabel, vermischt ihn im Schnabel mit seinem Speichel und drückt ihn klümpchenweise an die innere Nestwand. Indem es sich öfter im Nest dreht und die Brust gegen die Wandung stemmt, wird der weiche Brei gleichmäßig verteilt und schön geglättet. Nach ein paar Tagen ist er steinhart. Das Nest wird besonders von den im Walde lebenden Singdrosseln recht versteckt angelegt, im April vorzugsweise im Nadelgebüsch, später auch im Schutz von Laubbäumen und Sträuchern. Die verstädterten Artgenossen legen auf Deckung der Nester gegen Sicht oft recht wenig Wert. Sie setzen es auffällig auf Balken und Vorsprünge in und an Lauben und Gebäuden, in Weinspaliere und Efeuwände. In meinem Garten stand das Nest einer Singdrossel auf dem Dachbrett eines Nistkastens, in dem eine Kohlmeise brütete. Brutten in solchen Nestern sind natürlich stark gefährdet und gehen in den meisten Fällen verloren, zumal die Jungen vor dem Flüggewerden laut werden und die Feinde auf sich aufmerksam machen. Zwar vertreiben die tapferen Alten kleinere Feinde, wie Eichhörnchen, aber was wollen sie gegen Katzen ausrichten? Die meisten

Nester dürften sich ein bis drei Meter über dem Boden befinden, doch wurden auch schon Nester in acht Meter Höhe und im Gegensatz hierzu auch wieder Bodennester gefunden. Im Elbsandsteingebirge brütet die Singdrossel in den Nischen der Felswände. Sie ist also wenig wählerisch beim Aussuchen eines Nistplatzes.

Die vier bis sechs blaugrünen Eier sind spärlich mit schwarzen Punkten bestreut. Sie werden nur vom Weibchen bebrütet. Es verläßt häufig das Gelege, um sich zu verköstigen. Zwölf bis vierzehn Tage dauert es, bis die Jungen aus den Eiern fallen. Sofort hilft das Männchen die Jungen füttern. Das Weibchen muß in der ersten Zeit, weil die Jungen fast nackt auf die Welt kommen und der Wärme bedürfen, fleißig hudern. Die fütternden Vögel erscheinen nicht so häufig am Nest wie etwa Trauerschnäpper und Gartenrotschwanz, weil sie nicht mit einem einzigen Beutetier heimkehren, sondern immer mit mehreren, mit einem Paketchen. Was bringen sie? Forscher, die Mageninhalte untersuchten, stellten allerlei Käfer fest, darunter Rüssel-, Blatt- und Schnellkäfer, Ameisen, Raupen, Ohrwürmer, Grillen, Heuschrecken, Tausendfüßler, Regenwürmer und Schnecken. Gehäuseschnecken werden mit dem Schnabel erfaßt und so lange kräftig an einen größeren Stein geschlagen, bis das Gehäuse zertrümmert ist. Steine, die zu diesem Zwecke öfter benutzt werden und von den Bruchstücken der Gehäuse umgeben sind, werden als »Drosselschmieden« bezeichnet. Wer aufmerksamen Sinnes eine Gegend durchwandert, wird auch mal einen solchen Stein entdecken. Jung aufgezogene Singdrosseln übten diese Tätigkeit triebmäßig aus, indem sie in Ermangelung von Schneckenhäusern Steinchen in den Schnabel nahmen und sie an die Sitzstangen des Käfigs schlugen. In den ersten Tagen verschlucken die Eltern den Kot der Jungen, wie sie auch die leeren Eischalen auf diese Weise beseitigen. Die Jungen bleiben etwa zwei Wochen im Nest. Während der letzten Tage »dichten« die jungen Männchen, wie Heinroth berichtet. Sie fangen an zu singen, doch gleicht ihr grasmückenartiges Gezirp noch in keiner Weise dem Artgesang. Erst im Herbst wird er als solcher erkennbar. Ihr Gefieder, das Jugendkleid, unterscheidet sich von dem der Alten durch die ockergelbgefleckte Oberseite.

Im übrigen sind bei den Jungvögeln die Schwänze wesentlich kürzer als bei den Alten.

Auf die erste Brut folgt in der Regel eine zweite. Manchmal wird das alte Nest wieder benutzt, meist jedoch wird an anderer Stelle ein neues gebaut. Mitte Juli sind auch die Jungen der zweiten Brut flügge. Gleich den Eltern verzehren sie um diese Zeit viele Beeren, selbst die hochgiftigen Tollkirschen, die ihnen, in geringer Zahl genossen, nicht schaden. Ein Pärchen erzeugt jährlich, falls beide Bruten gelingen, acht bis zehn Junge; das sind verhältnismäßig viele. Doch ist erwiesen, daß etwa die Hälfte aller Bruten verlorengeht. Die Nachwuchsziffer bewegt sich somit in mäßigen Grenzen. Doch wird es immer genügend Singdrosseln geben. Daran wird auch die Tatsache nichts ändern, daß mehr Singdrosseln als Amseln von Raubvögeln geschlagen werden, 8035 gegenüber 6578 Amseln und 6820 Staren.

Mehrmals wurden Singdrosseln beobachtet, die Ameisen in den Schnabel nahmen und mit ihnen über den Rücken und über die Flügelunterseite fuhren. Sie »emsten« sich ein, wie der Fachausdruck lautet. Auch von Staren, Krähen, Eichelhähern und einigen anderen Arten ist diese Triebhandlung bekannt. Eine Singdrossel stellte sich mitten auf den Ameisenhaufen und führte das Einemsen längere Zeit aus. Es muß diese Tätigkeit mit einem Gefühl des Wohlbehagens verbunden sein. Anscheinend übt die Ameisensäure einen angenehmen Reiz auf die Haut aus.

Vom Juli ab vermausern die Jungvögel das Kleingefieder, nicht aber die Schwung- und Steuerfedern, und im Herbst kann man alt und jung im Freien schwerlich unterscheiden. Die Altvögel wechseln in derselben Zeit – Juli bis September – alle Federn, und dann kann die Reise nach dem Süden beginnen. In Scharen ziehen die Singdrosseln nächtlicherweise süd- oder südwestwärts bis nach Nordafrika. Als leistungsfähige Flieger wagen manche auch den Flug über das Mittelmeer. Deutsche Singdrosseln wurden auf Korsika und Sardinien und den an der Ostküste Spaniens gelegenen Balearen gefunden. Die meisten Singdrosseln aber überwintern in Südfrankreich und Spanien, wie zahlreiche Ringfunde erkennen ließen; die in Norddeutschland und Nord-europa beheimateten müssen Reisewege von 2000 bis 3000 Kilo-

metern bewältigen. Norddeutsche Singdrosseln wandern zum Teil auch nach England; das milde Klima dort gestattet ihnen das Verbleiben über den Winter. Die englischen und südeuropäischen Singdrosseln sind Standvögel.

Als echte Zugvögel finden sich Alte und Junge wieder in die Bruth Heimat zurück. Im März schon stimmen uns ihre kraftvoll vorgetragenen Strophen hoffnungsvoll auf den kommenden Sommer. Die Singdrossel läßt uns wieder teilnehmen an ihrem Liebes- und Brutleben und verschönt uns die Sommerabende, sofern wir uns nur Zeit nehmen, ihr zu lauschen.

## DIE NACHTIGALL

Meine Wiege stand am Fuße des Erzgebirges, und damals waren Wiegen tatsächlich noch Mode. Dort verlebte ich auch meine Jugend, und dann verschlugen mich die ersten Jahre meines Wirkens als Lehrer in die Nähe des Erzgebirgskammes. So wurde ich dreiundzwanzig Jahre alt, ehe ich die Nachtigall kennenlernte. Es war im Jahre 1911 in Leipzig. Das Schlafzimmerfenster schaute in einen großen, parkähnlichen Garten. Wo Zaun und Mauer ihn schirmten, stehen heute Häuser. Damals aber sang im Garten von den letzten Apriltagen an Nacht für Nacht eine Nachtigall. Es war zunächst herrlich, ihr zu lauschen, nur mit der Zeit wurde es verdrießlich; denn sie ließ mich nicht mehr zum Schlaf kommen. Dafür lernte ich aber alle ihre Strophen kennen und wußte nach und nach, wie sie aufeinanderfolgten. Sie blieb wahrscheinlich unbeweibt, sonst hätte sie nicht sechs Wochen lang so anhaltend und geradezu flehentlich um Liebe geworben.

Der nächtliche Gesang verschaffte dem Vogel den Namen. Weit verbreitet ist noch die Meinung, die Nachtigall sänge nur des Nachts. Aber das trifft nicht zu. Sie singt zu jeder Tageszeit, auch in den Mittagsstunden, wenn andere Vögel verstummen. Nur wirkt ihr Gesang in der Nacht besonders eindrucksvoll und ergreifend, weil die andern Stimmen schweigen und kein Tageslärm stört. Feurig und unermüdlich singen besonders die Männchen, die noch kein Weibchen ihr eigen nennen, und die Männchen, die sich mit andern in ein engbegrenztes Gebiet teilen müssen und nun durch ihren Gesang eifersüchtig ihr Revier behaupten. Wie oft habe ich bei vogelkundlichen Führungen, wenn sich nichts hören ließ, eine Nachtigall zum Singen veranlaßt, indem ich ein paar Strophen vorpiff! Die Nachtigall ist wirklich die hervorragendste Sängerin unter allen einheimischen Vögeln. Nur der Sprosser, ihr Verwandter, die

osteuropäische Nachtigali, die in Deutschland entlang der Ostseeküste siedelt, macht ihr den Rang streitig. Jeder Ton ist klangrein. Leise und getragene, schluchzende und jauchzende Töne, Läufer und Triller folgen einander in wundervollem Wechsel. Jede andere Vogelstimme verblaßt gegenüber dieser Schönheit und Kraft. Ihre seelenvollste Strophe beginnt mit einer Reihe gleichhoher Töne, die immer mehr ausgekostet, immer kraftvoller werden, und endet mit einem tiefen Roller und einem hohen »Jtz«. Auf diese wundervolle Strophe wartete ich, als ich 1917 in Galizien Nachtigallen hörte, vergebens, bis mir einfiel, daß dort der Sprosser beheimatet und daß ihm diese eine Strophe nicht gegeben ist. Also hatte ich Sprosser gehört. Der Sprosser singt härter, männlicher, die Nachtigall schmachsender. Hast du einmal eine milde Maiennacht mit Fliederduft und Nachtigallenschlag erlebt, wirst du sie so leicht nicht wieder vergessen. Wie sehr der Gesang einem Menschen ans Herz rühren kann und ihn zu erheben vermag, ersah ich aus der Bitte eines Görlitzers, der sich für seine letzte Reise rüstete. Er suchte mich auf und bat, ihm zu sagen, wo er vor seinem Tode noch einmal Nachtigallen hören könne.

Als Lockton läßt die Nachtigall ein kräftiges »Wied« oder »Huit« hören, dem oft ein tieferes »Karr« angefügt wird. Den Gesang muß die Nachtigall erst lernen; er ist ihr nach den Erfahrungen Heinroths nicht angeboren. Heinroth bekam eine Nachtigall, die etwa vier Wochen alt war. Sie lebte zehn Tage zusammen mit einer Mönchsgrasmücke und hörte von dieser den Überschlag. Im November übte sie zaghaft das Singen, brachte aber keine Strophen zuwege, dagegen mit einem Male das Lied der Mönchsgrasmücke, das sie sich also eingeprägt hatte. Erst als sie im Frühling eine andere Nachtigall hörte, lernte sie von ihr schnell deren Strophen. Beim Singen sitzt die Nachtigall gewöhnlich in guter Deckung in einem Busch oder einem niederen Baum, selten frei und offen sichtbar. Sie ist nicht scheu, man kann sich ihr bis auf wenige Meter nähern und dann ihr schlichtes Kleid erkennen, die rotbräunliche Oberseite und die etwas hellere Unterseite. Es ist ein schlichtes Gewand, das diese Sängerin trägt! Bei Männchen und Weibchen ist es gleich. Wie alle Dämmerungsvögel, die im Schatten von Busch und Baum den größten Teil ihres Lebens

verbringen und dort auch der Nahrungssuche nachgehen, besitzt die Nachtigall große Augen; sie verleihen ihr im Verein mit der aufrechten Haltung, die sie stets einnimmt, ein kluges Aussehen. Nach den Erfahrungen Heinroths ist sie aber gar nicht findig und einem Rotkehlchen in dieser Hinsicht weit unterlegen. Darum läßt sie sich von Vogelfängern sehr leicht berücken und fangen. Einem Mehlwurm kann sie schwerlich widerstehen. Ist es dir vergönnt, sie länger zu beobachten, so bemerkst du, daß sie die Flügel leicht hängen läßt wie der Trauerschnäpper und daß sie ab und zu den Schwanz in senkrechter Richtung auf und ab bewegt, sobald sie in eine gewisse Erregung gerät. Dieses Auf und Ab unterscheidet sie vom Sprosser, der den Schwanz seitlich hin und her schwenkt. Auf dem Boden bewegt sich die Nachtigall wie die Singdrossel schnell und gewandt in großen, fördernden Sprüngen. Mehr als alle andern Vögel lebt die Nachtigall in Spruch und Lied. Viele Dichter von Walther von der Vogelweide an haben sie besungen, und man möchte annehmen, daß die Sänger sie auch gehört haben. Sicher war sie früher in Deutschland viel weiter verbreitet als gegenwärtig. Heute fehlt sie allen Gebirgsgegenden, denn sie überschreitet in Deutschland wohl nirgends die Dreihundertmetergrenze, in Sachsen brütet sie nur in Gegenden unter zweihundert Metern. Und wenn sie auch mancherorts heute noch ziemlich häufig vorkommt, dann ist sie doch auch in weiten Bezirken nur spärlich oder gar nicht vertreten. In Bayern bewohnt sie nur das Maintal und einige seiner Nebentäler. In Sachsen brütet sie regelmäßig nur in der Leipziger Pflege. In den Jahren 1951 und 1952 stellten Mitglieder des Arbeitskreises Ornithologie in Leipzig und seiner näheren Umgebung etwa je 100 Männchen fest, die längere Zeit am selben Ort zu hören waren, so daß man auf etwa die gleiche Zahl Brutpaare schließen kann. In Magdeburg wurden 1938 gegen 280 Paare gezählt und in Hannover 1952 sogar 369.

Nachtigallen lieben Laub- und Mischwald mit reichlichem Unterholz. Auch Feldgehölze sind willkommen, wenn sie dichtes Gebüsch aufweisen. Mit Vorliebe werden größere, verwilderte Gärten, Friedhöfe und Parkanlagen bezogen. Immer aber müssen Gebüsch und darunter Fallaub vorhanden sein. Im Fallaub

finden Nachtigallen ihre Nahrung: Insekten und ihre Larven und Puppen, Tausendfüßler und Asseln und andere Bodentiere. Außerdem warnt es sie, wenn sich Hund und Katze, Wiesel und Iltis oder auch der Igel nahen. Sie lieben die Nähe des Wassers, sind aber nicht an Wasser gebunden und siedeln auch auf völlig trockenem Gelände. Man hat verständlicherweise vielfach versucht, sie für Gegenden, wo sie einstens nisteten, wiederzugewinnen, indem man Pärchen aussetzte. Nach R. Heyder blieb jedenfalls in Sachsen allen Versuchen bisher bleibender Erfolg versagt.

Nachtigallen ziehen des Nachts. Die weithin hörbaren Strophen des Männchens sagen dem in der Dunkelheit überhinfliegenden Weibchen, wo sich ein Männchen mit einer Heimstatt befindet, in der es Einkehr halten kann. Wer aus trocknen Blättern, aus Moos, Würzelchen und Hälmlchen das lockere Nest herstellt, ist noch nicht sicher erwiesen. Hier tun also Nachforschungen not. Es wird zumeist auf dem Boden inmitten des Falllaubes unter Buschwerk und Gestrüpp angelegt und fällt deshalb wenig auf. Mehrere Schichten Blätter im Nestboden dichten es gegen die Bodenfeuchtigkeit ab. Andere Nester werden knapp über dem Boden auf den untersten Zweigen eines Busches errichtet; ganz ausnahmsweise brüten Nachtigallen auch einige Meter über dem Boden. Zum Bau von Nestern über dem Boden werden auch Zweigstückchen verwendet, um ihnen einen besseren Halt zu verschaffen. Die vier bis sechs, meist fünf glänzend olivbraunen Eier werden nur vom Weibchen bebrütet. Dreizehn Tage währt die Bebrütung, elf bis zwölf Tage bleiben dann die Jungen, die von beiden Eltern gefüttert werden, im Nest. Wenn sie ihm entfliehen, sind sie noch nicht flugbar. Sie verteilen sich, einem Triebe folgend, sofort nach allen Richtungen hin im Gebüsch, oft weit auseinander, wie wenn sie froh wären, nach der drangvollen Enge im Nest nun allein zu sein. Sie halten es genauso wie die jungen Feldlerchen und Goldammern, die auch zeitig das bodenständige Nest verlassen, sich zerstreuen und dadurch den Gefahren, die sie umlauern, eher entgehen, als wenn sie bis zur Flugfähigkeit im Nest beisammen blieben. Gegen Ende der Nestzeit machen sich die jungen Nachtigallen schon durch »Zizizis«-Rufe bemerkbar und verraten dadurch umherlungern den Katzen und anderem Raub-

zeug das Nest. So machte einmal auch mich eine Brut aufmerksam. Das Nest befand sich dicht am Straßenrande auf dem untern Riegel eines Lattenzauns, nur notdürftig gegen Sicht von oben durch eine lichte Hecke gedeckt. Ausgeflogene Junge melden ihren Eltern durch »Rärärä«-Rufe, wie auch junge Rotschwänze sie hören lassen, ihren Sitzplatz. Erst später, nach Erlangung der vollen Flugfähigkeit, halten sich die Familienglieder etwas enger zusammen. In dem ständigen Aufenthalt im Gelaub von Busch und Baum, in dem fortwährenden Bedachtsein auf Schutz gegen den Feind »von oben« ist es wohl begründet, daß Uttendörfer nur achtzehn Nachtigallen als Opfer von Greifvögeln buchen konnte, fünfzehn davon allein dem Sperber.

In Mitteleuropa zeitigt die Nachtigall nur eine Brut. Beim Einzug des Sommers, wenn sie die Jungen füttern helfen, schweigen die Männchen. Wenn man, wie ich es erlebte, noch im Juli eine Nachtigall singen hört, muß man annehmen, daß es sich um das Männchen eines Paares handelt, das ein Nachgelege erzeugte, weil das erste verlorenging.

Die Ankunft der Nachtigallen kann nicht überhört werden, der Abzug aber geht unmerkbar vonstatten. Eines Tages im August sind sie nicht mehr zu spüren. In südlicher Richtung über Italien oder in südwestlicher über Spanien streben sie dem tropischen Afrika zu, einem Streifen, der das Gebiet zwischen dem Äquator und dem 10. nördlichen Breitengrad umfaßt, sich aber nur bis zu den großen Seen erstreckt, die Küste Ostafrikas also nicht erreicht. Ein Altvogel, der am 21. April 1934 bei Roßlau beringt wurde, war am 6. Oktober 1935 in Portugal. Eine Nachtigall, die am 20. Mai 1950 bei Eisenberg in Thüringen markiert wurde, befand sich am 14. September bereits in Brindisi, hatte also wohl die Alpen überquert. Mehrfach ist die Rückkehr in die Heimat bestätigt worden. Ein Pärchen brütete drei Jahre hintereinander am selben Platz. Da die Geschlechter getrennt ziehen, auch im Winterquartier höchstwahrscheinlich an verschiedenen Orten leben, ist es der Brutplatz, der das Pärchen wieder vereint. Das Zurückfinden an denselben Ort, noch dazu durch Flug in dunkler Nacht, ist bewundernswert. Wir stehen vor einem Rätsel, das menschlicher Geist bisher noch nicht zu lösen vermochte.

## DER GELBSPÖTTER

Erst im Mai, wenn das Vogelkonzert seinen Höhepunkt erreicht, stellt sich bei uns als einer der begabtesten Sänger der Gelbspötter ein. Dann aber trägt er unermüdlich seine eiligen Strophen vor. Zwar steht sein Lied denen der Nachtigall und der Singdrossel an Klangfülle und Wohllaut nach; dafür entzückt es durch seine Lebhaftigkeit und durch den raschen Wechsel an Melodien. Neben dünnen, spitzen und flötenden Tönen verleihen quäkende Töne dem Liede seine Eigenart und seine Besonderheit. Es kann gar nicht mit einem anderen verwechselt werden. Gleich der Singdrossel wiederholt der Gelbspötter die Motive mehrere Male, aber viel rascher, fast pausenlos, die tonreicheren zwei- bis dreimal, die kurzen vier- bis sechsmal. Wiener Vogelliebhaber legten ihm folgende Worte unter:

»Schmidt, Schmidt, Schmidt, Schmidt, Schmidt,  
hatte sieben Töchter, hatte sieben Töchter,  
Töchter sieben, Töchter sieben, Töchter sieben,  
beinah heiratsreif, beinah heiratsreif,  
Schmidt, Schmidt, Schmidt, Schmidt, Schmidt!«

A. Staningk widmete dem fleißigen und drolligen Sänger mehrere Verse, von denen wenigstens zwei angeführt seien, weil sie das Lied ganz ausgezeichnet charakterisieren.

»Wie, wie? Wie, wie?  
Die Lerche, die Lerche, die Lerche?  
Singt besser, besser, besser, besser, besser?  
Die, die? Die, die?  
Hör doch mal hier! Hör doch mal hier!  
Tirili! Tirili! Tirili!  
Hä, hä? Hä, hä?  
Ich bin das Genie! Ich bin das Genie! Ich bin das Genie!

Wie, wie, wie, wie?  
 Ich wär fertig, fertig, fertig, fertig, fertig?  
 Nie, nie! Nie, nie!  
 Hör doch mal hier! Hör doch mal hier!  
 Ist dies nicht ein niedliches Lied?  
 Äh, äh? Wie, wie?  
 Ich bin das Genie !Ich bin das Genie! Ich bin das Genie!«

Als anerkannter Spötter verwebt er seine arteigenen Töne mit Rufen anderer Vögel, die das Wohngebiet mit ihm teilen. Das Spotten hörst du weniger in städtischen Parkanlagen und größeren Friedhöfen, wo Gelbspötter dicht beieinander wohnen, so daß sie sich von früh bis spät gegenseitig hören, wohl aber, wenn etwa ein Gelbspötter die wenigen Bäume und Sträucher am einsamen Bahnwärterhaus zu seinem Revier erkoren hat, wo nur die Stimmen anderer Vögel an sein Ohr dringen, da wiederholt er ergötzlich in der ihm eigenen Klangfarbe das »Wit-wit« der Rauchschnalbe, das »Gegegege« des Hänflings, das Tixen der Amsel, das »Pickwerwick« der Wachtel. Entdeckst du nach längerem Suchen im dichten Blätterdach des niedrigen Baumes den Sänger, dann siehst du, daß er beim Singen den Schnabel auffällig weit aufreißt und dabei seinen leuchtend orangeroten Rachen zeigt. Außerdem sträubt er im Sangeseifer die Kopffedern und täuscht ein Häubchen vor. Im übrigen sitzt er ruhig auf einem Zweige, und nur in den kurzen Pausen zwischen dem Singen hüpfert und flattert er emsig im Gezweig umher und liest hier und da ein kleines Kerbtier ab.

Der Gelbspötter verfügt über verschiedene Rufe. Kennzeichnend ist der Lockruf, das viersilbige, angenehm klingende »Dederoid«, bei dem die ersten beiden Silben gleich hoch sind, die dritte etwas tiefer und die letzte dann am höchsten ist. Der Ruf bedeutet meist eine Standortmeldung. Gehen ihm mehrere »Däck« voraus, wird er zum Warnruf. Ein schnarrendes, zorniges »Errr« wird bei Abwehr eines Feindes geäußert. Schmatzende »Tschetsche-tsche« sind Zorn- und Warnrufe des Weibchens.

Durch Gesang und Rufe verrät der Gelbspötter dem Kundigen aufs nachdrücklichste seine Anwesenheit. Wenn du ihn aber

sehen willst, mußst du meist lange suchen. Er hält sich immer in den belaubten Kronen der Bäume und Sträucher auf. Seine Federfarben gleichen denen der Blätter, und so bleibt er meist dem suchenden Blick verborgen. Männchen und Weibchen sind äußerlich nicht zu unterscheiden. Im Gegensatz zu der trüb graugrünlichen Oberseite ist die gesamte Unterseite sauber schwefelgelb getönt. Diese Farbe des Kleides hat dem Gelbspötter seinen Namen eingetragen. Über dem Auge sitzt wie eine Zier ein kurzer, gelber Streifen. Schwung- und Schwanzfedern sind dunkelbraun, aber hell gesäumt. Der plattgedrückte Schnabel gefällt durch seine hellbräunliche, leicht rötliche Färbung.

Der Gelbspötter siedelt gern in der Nähe menschlicher Wohnstätten. Parkanlagen, Gärten, Friedhöfe, Feldgehölze sind seine bevorzugten Brutgebiete. Doch bewohnt er auch die Randzone unterholzreicher Laubwälder. In Mischwäldern nistet er nur dann, wenn das Nadelholz nicht vorherrscht. Reine Nadelwälder meidet er ganz.

Er ist, wie neuere Untersuchungen eindeutig bewiesen haben, eng verwandt mit den Rohrsängern. Das zeigt er auch durch seine Meisterschaft im Nestbau. Am liebsten setzt er sein napfförmiges Nest in den Astquirl eines recht dicht belaubten Busches, manchmal in Brusthöhe, meist aber noch etwas höher, so daß man es gerade noch erreichen kann, ja zuweilen selbst mehrere Meter hoch über dem Erdboden. An der Herstellung beteiligen sich in der Regel beide Gatten. Es wurden aber auch Pärchen beobachtet, deren Männchen die Weibchen zwar beim Einholen der Niststoffe begleiteten, aber selten ein paar Hälmlchen mit herbeibringen. Das Weibchen, das die Hauptarbeit leistet, bestimmt auch den Nistplatz. Ehe es mit dem Bau beginnt, probiert es den Platz auf seine Brauchbarkeit aus, indem es sich mehrmals in dem Trichter, den die Ästchen des Quirls bilden, herumdreht. Nun sucht es zunächst an Bäumen und Zäunen, an Schuppen und Scheunen Spinnweben und umwickelt mit ihnen die Quirläste. Darauf werden Hälmlchen, Federn und Gräserchen in das zähe Gewebe gedrückt und eingeflochten, und so entsteht eine feste Grundlage, auf der dann die Seitenwände errichtet werden. Die Baustoffe, die hierzu verwendet werden, Stengelchen, Blatt-

stücke, Pflanzenwolle, Würzelchen, Haare, Federn, werden ebenfalls durch klebrige Gespinste miteinander verbunden, und es entsteht ein ungemein widerstandsfähiges, festsitzendes Nest. Die schöne Rundung des Nestes erzielt das Weibchen genau wie andere Vögel dadurch, daß es sich in der Nestmulde dreht und dabei Brust und Füße gegen die Wände stemmt. Es trampelt manchmal förmlich gegen die Wände und auf den Boden. In die Außenwand werden stets Streifen von Birkenrinde oder Papierschnitzel eingebaut. Auf den Nestrand werden gewölbte Hühnerfedern gesteckt. Sie überdecken schützend den Nesteingang. Die Nestmulde wird mit Federn und Haaren weich ausgelegt. Das innen und außen schön geglättete, dem eines Buchfinken auffällig gleichende Nest wird bei günstigem Wetter in vier Tagen erstellt. Einmal fand ich das Nest eines Gelbspötters auf der obersten Latte eines Spaliers, an dem sich der fünfblättrige wilde Wein, die Zaunrebe, emporgerankt hatte. Nachdem das Nest verlassen worden war, habe ich es abgenommen. Auch dieses Nest war durch Spinnweben so fest mit der in diesem Falle doch glatten Unterlage verbunden, daß ich Mühe aufwenden mußte, es unbeschädigt zu erhalten.

Die rosenroten Eier des Gelbspötters sind spärlich mit tief-schwarzen Punkten gezeichnet; sie gehören zu den schönsten Eiern der einheimischen Vögel. Fast immer finden sich fünf im Nest, selten sechs. Auch beim Gelbspötter brütet fast ausschließlich das Weibchen. Es wird zwar vom Männchen gefüttert, doch nicht ausreichend, so daß es öfter das Gelege verlassen und sich nach Nahrung umtun muß. Manche Männchen lösen die Gattin während der Mittagsstunden für kurze Zeit ab. Nach dreizehn Tagen liegen die Jungen im Nest, an deren Fütterung sich dann das Männchen eifrig beteiligt. In den ersten Tagen müssen die Jungen viel gehudert werden. Sie kommen vollkommen nackt auf die Welt, sind also sehr wärmebedürftig. Die Hauptlast in der Nahrungsbeschaffung trägt in dieser Zeit das Männchen. Die Nacktheit der jungen verrät die Verwandtschaft mit den Rohrsängern; noch überzeugender aber tun das, wie Heinroth feststellte, zwei lackschwarze Punkte auf der Zunge, die nur noch den jungen Rohrsängern und den

Schwirlen eignen. Die Punkte verlieren sich freilich nach dem Verlassen des Nestes bald. Sie bestätigen aber Heinroths Aussage, daß der Gelbspötter ein auf die Bäume gegangener Rohrsänger ist.

Nach wiederum dreizehn Tagen sind die Jungen flügge. Sie werden noch zwei bis drei Wochen von den Alten betreut, die ihnen bündelweise im Schnabel Kerbtiere zutragen. Durch quätschende Rufe melden sie den Eltern jedesmal ihren Sitzplatz. Natürlich erregen sie dadurch nicht nur deren Aufmerksamkeit, sondern auch die der Menschen und des Raubzeugs und bringen sich ohne Zweifel dadurch selbst in Gefahr.

In den weitaus meisten Fällen verzichtet der Gelbspötter auf eine zweite Brut. Vier bis fünf Junge im Jahr genügen also, um das Fortbestehen der Art zu sichern. Vor dem Sperber schützt ihn schon einigermaßen sein steter Aufenthalt in den dichten Baumkronen, und sonst scheint er nicht viele Feinde zu haben, die ihm schaden könnten.

Die weite Reise nach Innerafrika legt er auf nächtlichen Flügen zurück. Tagsüber wird er sich entsprechend seiner Veranlagung bei der Nahrungssuche vorwiegend im Schutz von Busch und Baum bewegen und sich wenig der »Öffentlichkeit« zeigen. So ist es wohl kein Zufall, daß Uttendörfer seinen gefiederten Feinden nur 147 Gelbspötter als Opfer nachweisen konnte. Er würde, wenn er die Deckung gegen Sicht so außer acht ließe wie Goldammer und Singdrossel, sicher öfter erbeutet werden. Er ist keine Seltenheit und kommt in ganz Deutschland vor, auch im Gebirge in Höhen bis zu 900 Metern.

Die Jungen gleichen hinsichtlich der Färbung des Gefieders fast den Alten, nur sind die Farben etwas matter, und sie behalten dieses Kleid im Gegensatz zu den Jungen anderer Arten bis in den Winter. Doch bemerkte Heinroth an Jungaufgezogenen, daß ihnen zwischen diesen Nestfedern andre wuchsen, die das zunächst schütterere Gefieder dichter, widerstandsfähiger und reisefester machten.

Als Insektenfresser, die nebenbei auch gern Beeren naschen und Kirschen anpicken, müssen Gelbspötter die heiße Zone aufsuchen, die ihnen Kerbtiere in Hülle und Fülle bietet. Sie legen



*Gelbspötter*  
*Mönchsgrasmücke*



*Rotkehlchen  
Sumpfrohrsänger*

eine weite Reise zurück bis in die Gebiete südlich des Äquators. Unmittelbare Meldungen über Gelbspötter aus Deutschland sind freilich bisher nur aus Mittel- und Süditalien und aus Südwestfrankreich eingegangen. So wurde ein Nestjunger am 19. Juli 1929 bei Roßlau beringt und am 10. Oktober 1930 bei Gaeta in Italien geschossen. Dasselbe Schicksal erlitt ein anderer am 10. September 1930 in Calabrien, der am 22. Juni bei Lübeck seinen Ring erhalten hatte. Einer, der am 3. Juli 1933 bei Worms gekennzeichnet worden war, wurde bereits ein paar Wochen später, am 29. August, bei Brescia gefangen, und ein am 11. Juni 1933 bei Halle markierter wurde auf der Rückreise aus Afrika am 30. März 1934 im Gebiet der „Landes“ in Südwestfrankreich im Netz gefangen. Da der Gelbspötter von Ostfrankreich bis zum Polarkreis und zum Ural fast ganz Europa bewohnt, kannst du ermessen, welchen riesigen Weg dieser Dreizehn-Gramm-Vogel jährlich zweimal bewältigt. Wir können dem winzigen Weltreisenden, der ungestaltliche Länder überquert, deren Bewohner ihm mit Schußwaffen und Netzen nachstellen, der den Flug über die Alpen und das Mittelmeer nicht scheut, der auch die Sahara überfliegt und nach glücklich überstandenen Fährnissen und Mühen in der Heimat sofort mit wahrer Besessenheit seine frohgemuten Weisen zum besten gibt, wahrlich unsere Achtung nicht versagen.

## DIE MÖNCHSGRASMÜCKE

Neben Nachtigall, Amsel und Singdrossel gehört die Mönchsgrasmücke zu den Singvögeln, die uns durch besonders kraftvolle und wohl lautende Strophen erfreuen. Wohl beginnt ihr Lied mit einem halblauten, eiligen Gezwitscher, dem Vorgesang, der wenig anspricht; aber plötzlich mündet er in den Überschlag, der aus wundervoll orgelnden Tönen besteht, die flott, beinahe überstürzt dargeboten werden. Der Schlußton ist oft höher als der vorhergehende. Die herrliche Tonfolge gleicht der einer wohl lautenden Amselstrophe, wird aber etwa dreimal schneller vorgetragen. Dieser Vergleich erleichtert das gedächtnismäßige Erfassen des Überschlags. Während des Vorgesangs schlüpft der Vogel im Gezweig umher, beim Überschlag aber sitzt er still, als müsse er alle Kraft zusammennehmen. Dabei wird das Kehlfieder gestäubt, der ganze Körper bebt vor Erregung und Anstrengung.

Nicht alle Mönchsgrasmücken verdienen das hohe Lob. Wer in den Alpen wohnt oder in Augsburg oder Baden-Baden oder in andern süddeutschen Gegenden, der wartet meist vergebens auf den jubelnden Überschlag. Dort bringen die Mönchsgrasmücken statt seiner in der Regel nur ein mehrfach wiederholtes »Bile« oder »Wiedl«, ein langweiliges Geleier, das man als Wiedeln bezeichnet. Ich hörte solche Stümper bei Oberstdorf und bei Mayrhofen. Doch ist diese unerfreuliche Gesangsabänderung in den Alpen nicht überall verbreitet, und 1950 und 1951 wurden leiernde Mönchsgrasmücken auch bei Hannover gehört. Ob es sich um Umsiedler aus Gegenden handelte, wo gewiedelt wird? Aber auch dort, wo das Leiern nicht üblich ist, gibt es neben begnadeten Sängern minderbegabte, die den Überschlag stark kürzen, ihm unreine Töne einfügen oder ihn gar weglassen. Auch Spötter sind vertreten, die der Nachtigall, der Drossel, dem

Fitis, der Kohlmeise und andern Vögeln ihre Töne abgelauscht haben. Noch im Juli hört man die Mönchsgrasmücke feurig singen, da sie zwei Bruten zeitigt. In der Heidelberger Gegend und im Odenwald singt sie nach einem vorliegenden Bericht regelmäßig noch anfangs Oktober. In Spanien überwinterte Mönchsgrasmücken lassen dort an schönen Tagen ihren Gesang hören. Über andere Lautäußerungen ist bei der Mönchsgrasmücke nicht viel zu berichten. Wenn sie sich durch uns beunruhigt fühlt, hört man von ihr schmatzende »Tse-tse«-Rufe, die auch andern Grasmücken eigen sind. Ein zorniges »Räää« vernimmt man nur selten, da die Mönchsgrasmücke ein verträglicher Vogel ist und nicht zu Zänkereien neigt. Die Mönchsgrasmücke trägt ein unauffälliges Kleid. Bei beiden Geschlechtern ist die Oberseite graubräunlich gefärbt, die Unterseite grau, die Bauchmitte etwas heller. Eine schwarze Kopfplatte kennzeichnet das Männchen. Sie trug der Art die Namen Schwarzplättchen, Plattmönch und Mönch ein. Die Platte des Weibchens sieht rotbraun aus. Von flüchtigen Beobachtern kann das Männchen wegen seiner schwarzen Kopfzier mit der Sumpfmeise verwechselt werden, doch fehlen ihm deren weiße Backen und ihr schwarzer Kinnfleck.

Die Bezeichnung »Grasmücke« hat weder mit »Gras« noch mit »Mücke« etwas zu tun. Der Name ist althochdeutschen Ursprungs und bedeutet soviel wie »Grauschmieger«, und mit diesem Wort ist das Wesen der Grasmücke gut erfaßt. Gewandt und eilig schlüpft sie durch Gesträuch und Gestrüpp in ihrem vorwiegend grauen Gefieder.

Die Mönchsgrasmücke ist über ganz Europa verbreitet, vom Mittelmeer bis Nordeuropa, von Portugal bis zum Ural. In Deutschland siedelt sie wohl überall, in der Ebene und im Gebirge. Natürlich sagen ihr die unterholzreichen Laubwälder des Tieflandes mehr zu als die Fichtenschonungen der hohen Gebirgslagen. Ich begegnete ihr aber noch bei Tellerhäuser im Erzgebirge, reichlich 900 Meter über dem Meeresspiegel. Sie wird zwar als die eigentliche Waldgrasmücke bezeichnet, doch kenne ich sie auch als häufigen Bewohner der Parkanlagen und Friedhöfe. Dort findet sie in Gebüsch und Hecken zusagende

Nistgelegenheiten und auch die notwendige Nahrung an Kerbtieren und Beeren.

Die Mönchsgrasmücke ist wie alle andern Grasmücken, die in Deutschland beheimatet sind, die Garten-, die Dorn-, die Klapper- und die Sperbergrasmücke, ein überwiegend nützlicher Vogel. Sie nährt sich und ihre Jungen mit Vorliebe von Wickler- und Spannerraupen, von Schnell-, Rüssel-, Dung- und Blattkäfern, von Fliegen und Kleinschmetterlingen. Sehr erpicht ist sie auf Blattläuse. Im Herbst nascht sie gern Beeren, zumeist aber solche, die für die menschliche Wirtschaft keine Bedeutung haben, wie die Beeren der Zaunrebe, des Efeus, der Heckenkirsche, ferner verschiedene Waldbeeren, sogar Tollkirschen.

Vom 10. April an kann man mit ihrem Erscheinen rechnen. Sie ist also weniger empfindlich gegen unfreundliches Wetter als Pirol und Gelbspötter und zieht auch später als diese ab, nämlich erst im September und Oktober. Es ist überhaupt im allgemeinen so, daß die Vögel, die zeitig eintreffen, auch am längsten bei uns bleiben. Erinnerung sei an den Zilpzalp, an die Feldlerche und an den Staren. Andererseits verlassen uns die Spätankömmlinge sehr zeitig. Das sprechendste Beispiel hierfür ist der Mauersegler, der in den letzten Apriltagen oder am ersten Mai zur Stelle ist und mit einem Male den Luftraum über der Großstadt belebt wie kein anderer Vogel, aber mit dem letzten Julitage oder am ersten August ebenso plötzlich verschwindet. Viele Mönchsgrasmücken überwintern in Südeuropa, andre in Afrika vom Mittelmeer bis zum Njassa-See im Osten und Französisch-Guinea im Westen, doch wurde aus Afrika noch keine deutsche zurückgemeldet. Eine, die bei Gimmel östlich der Oder beringt worden war, wurde später auf der Insel Cypern festgestellt. Auch tschechische und ungarische wurden auf Cypern angetroffen. Eine sächsische wollte über Italien Afrika erreichen. Dagegen wurden eine dänische und zwei Schweizer Mönchsgrasmücken in Spanien festgestellt, die eine von diesen wurde am 21. Juli 1947 bei Alschwil beringt und war am 3. März 1948 in Granada.

Acht bis zehn Tage früher als das Weibchen kehrt das Männchen aus der Winterherberge zurück. Es sichert sich ein Revier, sucht ein paar

geeignet erscheinende Nistplätze und legt den Grund zu mehreren Nestern, nestartigen Gebilden, die es auch als Singplätze benutzt. Gesellt sich ihm ein Weibchen zu, baut das Paar gemeinsam ein Brutnest, und zwar einen lockeren, sperrigen Napf, der nur aus Halmen, Hälmlchen und Würzelchen besteht und innen leicht mit Pferdehaaren ausgelegt wird. Zuletzt werden in die Außenwand ein paar Gespinste gedrückt. Die Nester stehen immer niedrig im Gebüsch, in einer Hecke, in Stammausschlägen, in Brombeer- oder Himbeergestrüpp, in Jungfichten. Anfang Mai werden Tag für Tag nacheinander fünf bis sechs Eier gelegt, die auf grünlichem oder bräunlichem Grunde mit braunrötlichen, verwaschenen Flecken recht verschieden gezeichnet sind. In die Arbeit des Brütens teilen sich getreulich Männchen und Weibchen. Sie lösen sich ungefähr aller Stunden ab. Etwa halbstündlich wendet der brütende Ehepartner die Eier. R. Wahn, der das Brutgeschäft eines Paares von Anfang an beobachten konnte, berichtet, daß sich das Männchen dem Neste stets singend näherte, daß es, auf dem Nestrand stehend, immer erst eine Zeitlang warten mußte, bis sich das Weibchen zum Abflug bequemte, daß es dann mit schiefgehaltenem Kopfe das Gelege eingehend betrachtete, ehe es sich auf ihm niederließ, und daß es sofort das Nest singend verließ, wenn es das ablösende Weibchen in der Nähe gewahrte. Die Jungen schlüpfen nach dreizehn bis vierzehn Tagen. Sie werden von beiden Eltern gefüttert und verlassen mit elf Tagen, noch nicht flugfähig, das Nest. Sie zerstreuen sich nicht im Gelände wie junge Amseln und Nachtigallen, sondern bleiben beisammen in einem Strauch und lassen sich dort von den sehr besorgten Eltern weiterfüttern. Meist überläßt das Weibchen seinem Gatten nach wenigen Tagen die Pflege der Jungen ganz, weil es bemüht ist, für die zweite Brut ein neues Nest zu bauen. Von R. Wahn, der Zeuge war, wie ein solches Nest in drei Tagen entstand, erfuhren wir, daß das Weibchen am ersten Tag drei Stunden lang in einem niederen Rüsternausschlag Hälmlchen auf Hälmlchen legte, bis eine etwa zentimeterdicke Schicht entstanden war. Dann sprang es auf die Mitte dieser Nestgrundlage und kuschelte sich darauf zurecht, wie es Vögel zu tun pflegen, wenn sie das Gelege bedecken. Danach trug es wieder Neststoffe herbei,

und jedesmal, nachdem es einige Halme geholt hatte, drückte es sich in die entstehende Nestmulde hinein und drehte sich nach links und rechts, so daß trotz der kunstlosen Bauweise das Gefüge immer fester und fester, die Mulde zusehends tiefer und runder wurde. Am zweiten Tage wurde dieselbe Bauweise beibehalten, aber es wurden zartere und kürzere Halme verwendet. Am dritten Tag war das Nest vollendet. Einige Gespinste dienten dazu, das Nest mit den dünnen Rüterästchen zu verbinden. Am vierten Tage lag schon ein Ei im neugeschaffenen Nest. Als die Jungen dieser Brut schon am 15. Juli schlüpften, verstummte der Gesang des Männchens mit einem Male.

Die Alten fütterten während der ersten Tage ausschließlich kleine Räuptionen, vom vierten Tage an auch Vollinsekten, wie Schnaken, Fliegen und Kleinschmetterlinge. Stets brachten sie mehrere Bissen und verteilten sie an die Jungen. Vom elften Tage an kamen sie auch mit Beeren, und zwar solchen der Heckenkirsche. Vom sechsten Tage an wurden die Jungen nur noch nachts vom Weibchen gehudert. Als aber am neunten Tage ein heftiges Gewitter losbrach, erschien das Weibchen und deckte die Jungen. Später kam auch der Vater, setzte sich auf den Nestrand und breitete die Flügel wie ein Zeltdach über das Nest. Mönchsgrasmücken führen also in der Brutzeit ein wirkliches Familienleben. Die Jungen dieser beobachteten Brut verließen das Nest erst am dreizehnten Tage. Vier Tage später waren sie schon selbständig. Der Beobachter sah sie sicher von Strauch zu Strauch fliegen und Futter von Blättern und Zweigen abnehmen. Trotzdem trugen ihnen die Alten noch weiter Insekten und Beeren zu.

Jungvögel tragen wie das Weibchen eine rotbraune Platte. Sie mausern bis zum Herbst das Nestkleid, und die Männchen erhalten dann meist eine schwarze Platte. Manche behalten aber die rotbraune, und diese Männchen erregen im Frühling, wenn sie singen, die helle Verwunderung der Beobachter, die von dieser Ausnahme noch nichts gehört haben.

Mönchsgrasmücken werden wegen ihres Gesanges gern als Stubenvögel gehalten. Leider macht sich auch bei den Käfigvögeln der Zugtrieb bemerkbar, dem die freilebenden Artgenossen folgen. Und wie es Wochen dauert, bis sie das weit-

entfernte Ziel erreichen, so flattern auch die gefangengehaltenen Grasmücken lange Zeit nachts im Käfig, zerstoßen sich das Gefieder und holen dann den Schlaf am Tage nach. Selbst die jung aufgezogenen Vögel »ziehen« im Käfig. Diese Tatsache läßt dich mit eindringlicher Deutlichkeit erkennen, daß der Zugtrieb den Zugvögeln unverlierbar innewohnt und daß er auch durch gute Pflege im warmen Zimmer nicht unterdrückt werden kann. Von allen Grasmücken tobt am längsten die Gartengrasmücke, die bis nach Südafrika zieht, also den weitesten Weg zurücklegen muß. Sie kommt erst im Mai zurück und ringt dann mit der Mönchsgrasmücke um den Siegespreis im Singen. Ich schätze ihr Lied, das von Anfang an aus reinen, vollen Tönen besteht, die unglaublich rasch der sangesfrohen Kehle entquellen, persönlich noch höher als das des Mönches. Doch ist das Geschmackssache. Freuen wir uns, daß wir beide im Lande haben!

## DAS ROTKEHLCHEN

Unvergeßlich sind mir die Ostertage, die ich in meiner Heimat bei Kirchberg im Erzgebirge verlebt habe, unvergeßlich durch die Abendstunden, wenn in einem der stillen Wald- und Wiesentäler die süßen, perlenden Strophen des Rotkehlchens sich mit dem Gemurmel eines Wässerleins vereinen. Der wehmütige Klang des Rotkehlchenliedes verschönt den sinkenden Abend in wundersamer Weise. Auf einige gepreßte Töne folgen unvermittelt absinkende Tonreihen und Triller von beglückendem Wohllaut. Sie lassen sich durch Worte und Silben nicht verdeutlichen, zumal die einzelnen Melodien recht verschieden sein können. Leise, versonnene Motive wechseln mit lauten und klangvollen. Du mußt das Lied gehört, seine eigentümliche Klangfarbe erfaßt haben, dann wirst du es nie wieder vergessen! »Wipfelsänger«, die im Gebirge häufiger sein sollen, singen lauter als die tiefer sitzenden »Buschsänger«. Das Rotkehlchen läßt seine rührend schönen Weisen freilich nicht uns Menschen zuliebe erklingen, sie gelten den Artgenossen. Andern Männchen gebieten sie herrisch Halt an der Gebietsgrenze, Weibchen bitten sie um Erhörung. Das Rotkehlchen besticht uns durch seine lieb-reizende Erscheinung. Es ist aber ein arger Raufbold; es achtet scharf darauf, daß seine Reviergrenzen streng eingehalten werden. Man kann deshalb Rotkehlchen auch nicht mit kleineren Vögeln im Gesellschaftskäfig halten. Es betrachtet die Mitbewohner des Käfigs als Eindringlinge in sein Reich, will sie vertreiben und tötet sie, weil sie nicht entweichen können, durch Schnabelhiebe auf den Hinterkopf.

Seinen Namen trägt es zu Recht. Aber nicht nur die Kehle ist rostrot, sondern auch die Vorderstirn; Kopf- und Halsseiten sind es zum Teil. Die ganze Oberseite ist schlicht olivbraun gefärbt, die Unterseite sieht bis auf die olivbraunen Seiten weißlich

aus. Männchen und Weibchen stimmen in der Gefederfärbung völlig überein. Das Rotkehlchen ist ein Dämmerungsvogel, der frühzeitig munter ist und spätabends zur Ruhe geht. Seine großen Augen, die ihm ein kluges Aussehen verleihen, ermöglichen ihm die Nahrungssuche auch im Halbdunkel. Die Augen täuschen aber die Klugheit nicht nur vor. Nach Heinroths Erfahrungen ist das Rotkehlchen tatsächlich einer der klügsten einheimischen Vögel, der Nachtigall an Pffiffigkeit und Findigkeit bei weitem überlegen. Es beobachtet den Pfleger aufmerksam beim Zubereiten der Nahrung, weiß die einzelnen Vorbereitungen richtig zu deuten, erkennt sehr bald die Bedeutung der Tür und läßt sich nach einem Freiflug im Zimmer nur mit List wieder in den Käfig locken. Im Freien bewegt es sich ungeschlecht, ja höchst vertraut in der Nähe der Menschen, besonders, wenn sie den Boden bearbeiten und ihm Gelegenheit zum Beutemachen geben. Im Walde begibt es sich zu Holzfällern und Holzfuhreuten, weil auch bei ihrer Arbeit für seinen Magen etwas abfällt. Heute wie einst, als der Mensch noch nicht die Erde bewohnte, hält es sich zu größeren Tieren, die den Boden aufscharren, aufwühlen oder aufkratzen, zu Wildschweinen, zu Hirsch, Reh und Dachs. Auf langen Beinen stetzt es hüpfend umher, läßt die Flügel locker hängen, bleibt plötzlich stehen, äugt aufmerksam, knickt und wippt mit dem Schwanz, nimmt hastig ein Kerbtier auf und verschwindet im Busch. Auf Mehlwürmer ist es ungemein erpicht. Wenn du es regelmäßig damit fütterst, bekommst du es meist so zahm, daß es dir in die Wohnung folgt. Als einem Dämmerungstier erscheint ihm die gedämpfte Helligkeit des Zimmers nicht ungewohnt. Wie oft suchen und finden in strengen Wintern Rotkehlchen Hilfe beim Menschen! Ein solcher Wintergast beobachtete die Hausfrau beim Feueranfachen und beim Zuputzen des Gemüses und den Hausherrn beim Schreiben. Aufmerksam verfolgte es die Bewegungen des Federhalters. Erschienen Fremde, zeigte es sich scheu; es konnte also die Personen unterscheiden. Das Rotkehlchen liebt das Dickicht in jeder Form, Hecken, Unterholz in Wäldern jeder Art, in Feldgehölzen, Parkanlagen, buschreichen Gärten und Friedhöfen. Demzufolge ist es in der Ebene und im Gebirge zu Hause. Zwar trotzen besonders in

niederer Lagen alljährlich viele dem Winter, aber die überwiegende Zahl folgt ihrem Wandertriebe. Im März stellen sich zuerst die Männchen wieder ein. Mit einem Male huscht es in den Gärten von durchziehenden Rotkehlchen, die über Nacht ankamen. Durch »Zick-zick-zick«-Rufe, die man als »Schnickern« bezeichnet, verraten sie ihren Aufenthalt im schützenden Gebüsch. Bald nach der Ankunft beginnen sie mit ihrem Gesange, und dann entbrennen häufig heftige Kämpfe um die Reviere. Dabei werden die roten Federn an Kehle und Brust aufgeplustert. Das lebhafte Rot wirkt als Drohfarbe und soll einschüchtern. Immer stellen sich die Gegner so, daß der andre möglichst viel Rot zu sehen bekommt. Da sich Männchen und Weibchen äußerlich nicht unterscheiden, müssen sie sich an ihrem Verhalten erkennen, an Anzeichen, die aber uns Menschen nicht auffallen. Mitunter singen auch Weibchen, und in England, wo die Rotkehlchen Standvögel sind, singen die im Herbst einzeln lebenden Weibchen so schön wie die Männchen und behaupten ebenfalls ihre Reviere. Nach englischen Forschern sind diese aber kleiner als die Brutreviere im Frühling.

Das Nest des Rotkehlchens wird gern in einer Bodenvertiefung angelegt, am Grabenrand, in einem ausgefaulten Baumstubben, unter einem Grasbüschel. Nicht selten wird als Nistplatz ein Mauerloch, eine Baumhöhlung, ein Spalier an der Laube erwählt. Auch Nistkästen werden bezogen. Ein Pärchen brütete sogar in einem Kasten, der sich am Balkon des dritten Stockwerkes eines Miethauses befand, zwölf Meter über dem Erdboden. Die Anpassungsfähigkeit des Rotkehlchens, die es vom Bodenbrüter zum Höhlenbrüter hoch oben an einem Hause werden läßt, ist also erstaunlich, und auch dieses Verhalten spricht für seine Fingigkeit. Es weiß gegebene Gelegenheiten zu nutzen und ist nicht nur starr auf eine bestimmte Art zu nisten eingestellt. Die gesamte Bauarbeit obliegt dem Weibchen. Es brütet auch die fünf bis sieben Eier aus, die auf rahmgelblichem Grunde roströtlich gefleckt und gewölkt sind. Nach dreizehn bis vierzehn Tagen liegen die Jungen im Nest. An der Fütterung beteiligt sich auch der Vater. Er trägt eifrig Kerbtiere herbei, jedesmal nur eins, zuerst weichhäutige, wie Spinnen, Räumchen und Motten, später auch Käfer und Gras-

hüpfen mit harten Chitinteilen. Ein Paar fütterte die Jungen an einem Tage in der Zeit von 3.13 Uhr bis 19.48 Uhr 228mal, doch ändert sich die Zahl der Fütterungen von Tag zu Tag je nach dem Alter der Jungen. Beide Gatten verteidigen Nest, Eier und Junge gegen kleinere und größere Feinde, stoßen wütend auf Eichhörnchen und vertreiben sie. Auch den Beringer greifen sie an, der die Jungen aus dem Nest hebt.

Nach dreizehn Tagen sind die Jungen befiedert und verlassen das Nest, können aber noch nicht fliegen. Sie unterscheiden sich von den Eltern dadurch, daß die Oberseite gelblich, die Unterseite dunkel gefleckt ist und daß vom Schwanz noch kaum etwas zu bemerken ist. So hocken sie in Gebüsch und Gestrüpp und machen sich durch leise »Zit«-Rufe bemerkbar. Nähert man sich zufällig einer Familie, so warnen die Alten mit gedehntem »Sieh«, und die Jungen verziehen sich höher ins Gezweig. Noch eine Woche etwa kümmern sich die Eltern um sie, dann schreiten sie zur zweiten Brut. Mitunter kommt es dabei zum Gattenwechsel, wie auch bei andern Vogelarten, nämlich dann, wenn ein Partner noch nicht wieder in Brutstimmung ist, der andre aber passenden Ersatz findet. Nach der Aufzucht der zweiten Brut trennen sich die Gatten. Sie ziehen sich zur Mauser zurück. Wenn dann die Männchen die Mauser überstanden haben, singen sie bei schönem Wetter so laut und anhaltend wie im Frühling. Ich hörte Rotkehlchen, die wintersüber bei uns bleiben, noch im November singen. In Südtalien überwinterte singen dort vom Oktober bis Januar fast feuriger als im Frühling, besonders dann, wenn durchziehende sich ein Revier erkämpfen wollen und dadurch die bisherigen Revierbesitzer gezwungen werden, ihre Gebiete zu verteidigen. G. Reinboth, dem wir diese Mitteilungen verdanken, behauptet, daß dabei ein Weibchen einer der besten Wipfelsänger war. Ob der Gesang dem Rotkehlchen angeboren ist oder erst erlernt wird, magst du Heinrotius Beobachtung entnehmen: »Hat man ein Männchen jung aufgezogen, so singt es zunächst leise und dann etwa zu Ende des Februars allmählich laut. Der Gesang ist auch ohne artgleichen Vorschläger durchaus rotkehlchenartig, aber nicht besonders schön und etwas spitz. Später, vom März ab und namentlich im Mai, wird er ungemain

laut und mit einer fabelhaften Ausdauer vorgetragen. Er ist dann so durchdringend, daß man sich kaum vor ihm schützen kann, und beginnt um 3 Uhr früh, um an keiner Stunde des Tages aufzuhören. Selbst das Einpacken des Käfigs in lichtundurchlässige Decken und sein Hinausstellen in einen dunklen Flur ändert nichts an der Beharrlichkeit des kleinen Sängers.«

Schon das Schnäbelchen läßt erkennen, daß das Rotkehlchen zu den Kerbtierfressern gehört. Es sucht und findet den größten Teil seiner Nahrung auf dem Boden und im Gesträuch. Nach O. Steinfatt trug ein Paar seinen Jungen Nonnen- und andere Falter zu, ferner Bremsen, Käfer, Grashüpfer, Spinnen, Blattwespenlarven, Raupenfliegen. In den Mägen alter Vögel fand er Fliegen, Käfer, Eier und Puppen der Nonne, Ameisen, Schlupfwespen und Wiesenwanzen. Andre Forscher stellten in Mägen Schnellkäfer und ihre Larven, die Drahtwürmer, fest, außerdem Rüssel- und Blattkäfer, Wanzen, Ohrwürmer, Tausendfüßler und Schnecken. Gern vertilgt das Rotkehlchen die süßschmeckenden Blattläuse. Im Herbst frißt es viele Beeren. Als der Drosselfang mit dem Dohnenstiege noch erlaubt war, wurde das Beerennaschen auch vielen Rotkehlchen zum Verhängnis.

Die Überwinterungsplätze der Rotkehlchen liegen in Südeuropa und Nordafrika. Die deutschen Rotkehlchen ziehen darum in südlicher und südwestlicher Richtung. Das lassen die Wiederfunde erkennen. Nur zwei seien angegeben: Ein Rotkehlchen wurde am 28. April 1934 in Dessau beringt und war im Mai in Frontera in Spanien. Ein am 10. April 1932 bei Roßlau markiertes befand sich am 24. Februar 1934 in Algerien.

Die liebliche Erscheinung und der schöne Gesang des Rotkehlchens ließen den Wunsch aufkommen, es im Käfig zu halten, und das Naturschutzgesetz hat diesen Sänger auch für die Stubenvogelhaltung freigegeben. Aber der zarte »Weichfresser« gehört in die Hände eines erfahrenen Pflegers, der seinen gefiederten Freund schätzt und weder Mühe noch Kosten scheut, um ihm immer das geeignete Futter reichen zu können, vor allem Mehlwürmer. Der Anfänger in der Vogelpflege begnüge sich lieber mit einem Körnerfresser, einem Zeisig oder einem Stieglitz; sie sind leichter zu warten und zu pflegen.

## DER SUMPFROHRSÄNGER

Unscheinbarer kann kein Vogel gekleidet sein als der Sumpfrohrsänger. Die Oberseite ist bei beiden Geschlechtern einfarbig olivbraun, die Unterseite etwas heller, Kehle und Bauchmitte sind weiß; dem Gefieder fehlt jeglicher Schmuck. Aber in diesem schlichten Kleide verbirgt sich ein begnadeter Sänger; nur läßt er im Frühjahr sehr lang auf sich warten. Erst von Mitte Mai an wetteifert er mit unsern Sangeskünstlern, aber dann mit den besten! Du hörst sein Lied nie aus Schilf und Sumpf erschallen, wie sein Name vermuten lassen könnte, sondern aus dem Pflanzendickicht am Ufer eines Grabens oder Baches, eines Flusses oder Teiches oder auch aus einem Getreidefeld. Ursprünglich bewohnte er wohl Weidendickichte und lichte Erlenbrüche, in denen Brennesseln, Blut- und Gelbweiderich, Mädesüß, Schwertlilie und andere feuchtigkeitsliebende Pflanzen üppig wuchern. Als aber mit der Ausbreitung des Ackerbaus in diesem und dem vorhergehenden Jahrhundert die Pflanzengemeinschaften wasserreicher Standorte zurückgedrängt wurden, nahm er von Getreidefeldern Besitz und wurde der häufigste und verbreitetste aller Rohrsänger. Gegenwärtig siedelt er nicht nur in Getreidefeldern aller Art, am liebsten allerdings in Roggenfeldern, sondern auch in Raps-, Bohnen-, Erbsen- und Gemengefeldern. Auf die Nähe des Wassers scheint der »Getreiderohrsänger«, wie er ab und zu genannt wird, gar keinen Wert mehr zu legen; ich hörte ihn schon in Feldern weitab jeglichen Gewässers. Mit der Besiedlung von Feldfluren hat er sein Brutgebiet auch auf höhere Lagen ausgedehnt. Er ist aus dem Flach- und Hügellande ins Gebirge vorgedrungen und hat noch Felder von 500 Metern über dem Meeresspiegel bezogen. Damit dürfte er aber bei uns die Höhengrenze seines Siedlungsraumes erreicht haben; denn schon hier ist das Getreide im Juni nicht allenthalben so hoch, daß er

darin seine Hängenester unterbringen könnte. In der Schweiz aber siedelt er als sehr häufiger Vogel in Gebirgstälern noch in Höhen von 1600 Metern, allerdings nicht in Getreidefeldern.

Der Sumpfrohrsänger ist wie die Nachtigall und die Heidelerche nicht nur ein Sänger des Tages, sondern auch der Nacht. Und wie nächtlicher Nachtigallenschlag mehr zu Herzen geht als ihr Gesang am Tage, so vermag auch das wechselvolle, einfallsreiche Lied des Sumpfrohrsängers in einer milden Mondnacht mehr zu berücken als in der Tageshelle. Es erinnert sehr an das des Gelbspöitters und ist nur leiser und frei von quäkenden Lauten. Auch der Sumpfrohrsänger wiederholt die Motive oder Einzeltöne mehrmals. Sie werden eilig vorgetragen, wie wenn ihm eine kurze Zeit zugemessen wäre. Die knarrenden Töne, die den anderen Rohrsängern mehr oder minder eigen sind, verwendet der Sumpfrohrsänger selten. Statt dessen verwebt er in seine Strophen Rufe oder Liedteile der Vögel, die in seiner Nachbarschaft wohnen oder die er auf seinen weiten Reisen kennenlernte. Du erkennst unschwer den Schlag der Wachtel, das Zetern der Kohlmeise, das Schwalbengezwitscher und die Rufe der Bachstelze. Aber auch Geräusche wie das Wetzen der Sense ahmt er täuschend nach. Karl Theodor Liebe, einer der Vorkämpfer des Vogelschutzes, besaß einen Sumpfrohrsänger, der Rufe und Liedstrophen von neunzehn Vogelarten wiedergab.

Singt der Sumpfrohrsänger in ebener Landschaft zwischen dem Getreide, dann ist er nicht leicht zu entdecken. Von einem erhöhten Standpunkt aus kann man sehen, wie er nach Rohrsängerart an einem Halm von unten nach oben hüpfend empor-klettert, sich dabei um den Halm dreht, unterhalb der Ähre hängenbleibt und mit weitgeöffnetem Schnabel singt. Von Zeit zu Zeit wechselt er seine Singplätze. Dabei kannst du seinen flatterigen Balzflug sehen. Nicht selten wählt ein Sumpfrohrsänger einen Baum am Rande seines Brutgebietes zum Singplatz und trägt von dort seine Strophen vor. Sein Lockruf ist ein knarrendes »Kärr«.

Das Nest ist ein echtes Rohrsängernest, ein tiefer Napf mit verdicktem Rand. Im Uferdickicht wird es gern an den Stengeln der Spierstaude oder im Durcheinander von Weidenzweigen und

Brennesseln, Pestwurz und Bärenklau befestigt. Auch in Brombeer- und Himbeergesträuch wurden Nester gefunden. Die Stengel und Zweige der tragenden Pflanzen werden mit den Niststoffen, Fasern und Blättern, Halmen und Ranken, umwickelt, so daß das fertige Nest aussieht, als hätten es die Stengel durchbohrt. In Getreidefeldern wird das Nest an Halmen und benachbarten Stengeln von Disteln und andern Unkräutern aufgehängt. Ich fand freilich auch einmal eins in einem Roggenfelde, das nur von Getreidehalmen getragen wurde. Meist stellen beide Gatten gemeinsam das Nest her. Doch bleibt das Weibchen der eigentliche Erbauer und leistet den größten Teil der Arbeit, und das Männchen trägt nur eine bescheidene Menge an Niststoffen herbei. Bei manchen Pärchen hat sogar nach Berichten zuverlässiger Beobachter das Männchen dem Weibchen die ganze Arbeit überlassen und hat es beim Eintragen der Baustoffe nur begleitet. Am fleißigsten wird in den Morgenstunden gebaut, wenn Blätter und Halme noch feucht sind. Dann lassen sie sich bequem um Stengel und Zweige wickeln und haften, wenn sie getrocknet sind, so fest, daß sie das Nest tragen, auch wenn sich später die Jungen und ein Altvogel darin befinden oder, was auch nicht selten vorkommt, sogar ein Kuckuck darin aufwächst. Die Mulde wird meist mit Roßhaaren ausgelegt. Bei günstigstem Wetter beansprucht der Bau nur vier Tage.

Mitte Mai trifft der Sumpfrohrsänger bei uns ein. Erst gegen Monatsende wird mit dem Bau des Nestes begonnen, und dann nimmt es bald die vier bis fünf auf trüb bläulichweißem Grunde mit grauen und bräunlichen Flecken bedeckten Eier auf. Sie werden von beiden Gatten bebrütet. Da das Nest meist in geringer Höhe über dem Erdboden angebracht wird, herrscht an heißen Tagen in den Mittagsstunden, wenn die Sonnenstrahlen das Halmgewirr durchdringen, eine so erhebliche Hitze, daß sie in dem engen und tiefen Napfe den Brütern sehr lästig wird. Sie sperren dann den Schnabel auf und hecheln und suchen auf diese Weise Kühlung, weil sie ja wie alle Vögel keine Schweißdrüsen besitzen und keinen Schweiß absondern können. Du kennst es ähnlich von den Hunden. Auch Hunde haben keine Schweißdrüsen und hecheln, wenn sie sich durch lebhaftes Laufen erhitzt haben.

Die Jungen der Sumpfrohrsänger erscheinen nach zwölf Tagen und werden von beiden Eltern mit Futter versorgt. Heinroth und seine Gattin haben junge Sumpfrohrsänger aufgezogen. Das Füttern der Nestjungen kostete sehr viel Zeit. Sie zittern beim Sperren mit Hals und Kopf so lebhaft, daß es schwierig ist, das Futter mit der Greifzange im Schlund unterzubringen. Dieses Kopfizittern ist allen jungen Grasmücken und Rohrsängern eigen. Mit wieder zwölf Tagen verlassen die jungen Sumpfrohrsänger das Nest, aber sie können noch nicht fliegen und halten sich ein paar Tage recht still in Bodennähe auf. Das Nestkleid sieht oberseits roströtlich, unterseits etwas dunkler aus. So gleichen sie völlig jungen Teichrohrsängern. Die Arten sehen sich auch im Alterskleide zum Verwechseln ähnlich. Hier unterscheiden sich wieder Gattungsverwandte äußerlich wenig, wohl aber, wenn sie ihre Stimme erheben. Das Lied des Teichrohrsängers ist nicht groß zu loben. Es besteht aus ein- und zweisilbigen, meist schnarrenden Lauten, die mehrmals wiederholt werden, und ließe sich wiedergeben durch die Silben: »Tiri-tiri-tiri-tier-tier-tier-zäck-zäck-zerr-zerr-tiri-tiri.« Im Gegensatz zum Sumpfrohrsänger bewohnt der Teichrohrsänger fast ausschließlich das Schilf der Teiche und Seen. Wenn du die beiden im Gefieder unterscheiden willst, dann achte auf den Bürzel! Er ist beim Teichrohrsänger rostgelblich-braun, beim anderen olivfarbig, etwas heller als die übrige Oberseite. Mit etwas Glück und einem guten Glas ist es bei günstiger Beleuchtung wohl möglich, die Arten im Freien nach diesem Kennzeichen zu bestimmen. Sehr viel Mühe hat es gekostet, um noch einen geringfügigen Unterschied im Flügel ausfindig zu machen. Er ist aber nur festzustellen, wenn du beide Vögel in der Hand hast. Beim Zipzalp wurde bereits auf die verschieden ausgeprägte Einengung der Außenfahnen einiger Schwungfedern aufmerksam gemacht. Und nun befindet sich die Einengung der zweiten Schwinge beim Teichrohrsänger unterhalb des Endes der kürzeren achten Schwinge, beim Sumpfrohrsänger knapp über dem Ende der achten. Es mag wohl kleinlich erscheinen, solche Dinge festzustellen. Wenn es aber gilt, einen toten Vogel genau zu bestimmen, vielleicht einen Ringträger, dann ist das Wissen um diesen Unterschied außerordentlich wichtig.



*Buchfink*  
*Stieglitz*



Kohlmeise  
Bachstelze

Unter tierischen Feinden hat der Sumpfrohrsänger anscheinend wenig zu leiden. Wiesel sollen manche Brut vernichten, wenn die Nester zu nahe am Boden angelegt worden sind. Uttendörfer konnte durch Rupfungsfunde nur neunundfünfzig Sumpfrohrsänger nachweisen, die nahezu alle dem Sperber zum Opfer gefallen waren. Die Zahl ist gewiß sehr klein im Vergleich zu andern Arten, sie ist aber groß im Vergleich zu andern Rohrsängern, von denen insgesamt nur fünfundzwanzig von Greifvögeln erbeutet wurden.

Auch der Sumpfrohrsänger, dieser Dreizehn-Gramm-Vogel, legt alljährlich riesige Wanderwege zurück. Er überwintert in Ostafrika und Südafrika. Leider liegen bis jetzt nur wenige Ringfunde vor. Ein Sumpfrohrsänger, der am 24. August 1933 bei Strehla an der Elbe beringt wurde, war am 27. Mai 1934 bei Budweis in der Tschechoslowakei. Vielleicht befand er sich noch auf der Heimreise in seine nördlicher gelegene Brutheimat. Ein anderer, der am 23. Mai 1924 auf Helgoland wahrscheinlich auf der Reise nach Dänemark oder Südschweden, dem nördlichsten Siedlungsgebiet des Sumpfrohrsängers, seinen Ring erhalten hatte, befand sich zwei Jahre später, am 24. September 1926, bei Rabat in Marokko. Mehrfach wurde festgestellt, daß Sumpfrohrsänger in die alte Brutheimat zurückkehrten. Offenbar treten auch bei ihnen die Männchen eher die Heimreise an als die Weibchen, denn in Italien werden auf dem Frühjahrszuge zuerst immer nur Männchen gefangen. Übrigens trifft das für die anderen Rohrsänger genauso zu.

Sumpfrohrsänger nähren sich von kleineren Kerbtieren. Magenuntersuchungen wiesen den Verzehr von Rapsglanzkäfern, Schnell-, Blatt- und Rüsselkäfern, Räumchen, Fliegen und Mücken nach. Wie alle Rohrsänger nehmen sie gern Blattläuse zu sich. Im Herbst naschen sie Holunderbeeren sowie die Beeren von Faulbaum und Hartriegel. An der Nahrung des Sumpfrohrsängers ist also vom menschlichen Standpunkt wahrhaftig nichts auszusetzen.

## DER STIEGLITZ

Der Stieglitz ist einer der buntesten Vögel unserer Heimat. Nicht viele gibt es, die gleich ihm in ihrem Gefieder fünf Farben vereinigen. Am auffälligsten wirken das kräftige Karminrot am Kopf und das leuchtende Gelb inmitten der schwarzen Flügel. Diese beiden Farben kennzeichnen ihn schon zur Genüge. Im übrigen ist die Oberseite gelbbraun, die Unterseite vorwiegend weiß. Weiße Stellen finden sich auch an Kopf, Flügeln und Schwanz. Ich sah Stieglitze, die auf den Blättern der Gelben Seerose standen, tranken und badeten. Wundervoll hoben sie sich von dem satten Grün der großen Schwimmblätter ab. Lustig sah es auch aus, als an einem frostklaren Wintertage Stieglitze auf Eisschollen die Elbe hinabfuhren. Daß der harlekinhaft Gekleidete dem Volke vertraut ist, beweisen der volkstümliche Name, der ihm nach seinem Rufe »Stieg-litt« verliehen wurde, und die lebenswürdige Erzählung, daß der kleine Vogel ganz vergessen worden sei, als die Vögel bemalt wurden. Da seien ihm dann aus den Farbtöpfen die letzten Tupfen aufgekleckst worden, und so entstand sein kunterbuntes Kleid.

Der Stieglitz heißt auch Distelfink, weil er die Samen dieser Pflanze besonders schätzt. Das bringt auch sein wissenschaftlicher Name *Carduelis* zum Ausdruck: *Carduus* ist die Distel.

Im Freien kann man Männchen und Weibchen gar nicht unterscheiden. Der Liebhaber, der ein singendes Männchen, nicht aber ein stummes Weibchen kaufen will, achtet auf den Flügelbug. Beim Männchen ist er schwarz, beim Weibchen braun gezeichnet. Außerdem ist die rote Gesichtsmaske des Männchens größer als die des Weibchens. Sie reicht unter dem Auge bis mindestens zum Hinterrand desselben, meist noch darüber hinaus.

Der Stieglitz ist wegen seiner Farbenschönheit, seines munteren Wesens und seiner Liedseligkeit ein beliebter Stubenvogel. Sein

Lied ist ein flottes, fröhliches Gezwitscher, in dem häufig der Lockruf wiederkehrt. Ab und zu streut er ein wenig schönes, heiseres »Rää« dazwischen, das mich immer an einen ähnlichen Laut im Gezwitscher der Rauchschnalben erinnert. Sein lebhaftes, unruhiges Wesen zeigt der Stieglitz auch, während er singt. Immerfort dreht und wendet er sich hin und her und fächert dabei den Schwanz. Im Freien erwählt er sich meist einen hohen Baum oder einen Leitungsdraht zum Singplatz. Wenn im Frühling oder im Herbst eine ganze Schar beisammensitzt und musiziert, gibt es ein allerliebste Konzert. Jung aufgezogene Stieglitze, die nur mit andern Vögeln zusammenleben, äußern weder den Artgesang noch das »Stiegelitt«, das Heinroth scherzhaft und treffend mit »Wie bitte?« übersetzte. Gesang und Ruf sind also nicht angeboren, sie müssen erst von Artgenossen gehört und gelernt werden. Es ist doch auffällig, daß außer den Singvögeln allen andern die arteigenen Rufe angeboren sind. Enten mögen von einer Hühnerglucke erbrütet und aufgezogen werden — niemals gackern oder krähen sie; sie sprechen sofort ihre Sprache.

Der Stieglitz baut eins der reizendsten Nester, immer in Bäumen oder in hohen Büschen, am liebsten in Bäume mit dichtem Gelaub, in Kastanien, Linden, Ahorne und Obstbäume. Doch wurden auch Nester in Fichten, Kiefern und Scheinzypressen gefunden. Das Weibchen verrichtet die gesamte Arbeit, das Männchen hält sich in der Nähe auf und singt. In der Regel wird das Nest weitab vom Stamm auf eine Zweiggabel gesetzt. Auf eine dicke Unterschicht von Reiserchen, Würzelchen und Stengeln wird dicht und fest der kunstreiche Bau aus Moos, Flechten, Hälmchen und Insektengespinsten gewirkt. Innen wird es mit Pflanzenwolle, vornehmlich aus Distelköpfen, mit Hälmchen und Haaren weich ausgekleidet. Wo die Schafzucht blüht, filzten Weibchen hauptsächlich aus der Wolle dieser braven Wiederkäuer ihre Nester.

Die vier bis sechs Eier sind auf weißlichem Grunde mit rotbraunen Flecken und schwärzlichen Punkten und Kritzeln versehen. Sie werden vom Weibchen bebrütet, das solange vom Männchen mit Sämereien aus dem Kropf gefüttert wird. Nach vierzehn Tagen

schlüpfen die Jungen und werden vom Pärchen zunächst mit zarten Insekten, insbesondere mit Blattläusen, gefüttert. Am Ende ihrer Nestzeit, die vierzehn bis fünfzehn Tage währt, erhalten sie zusätzlich Sämereien, die in den elterlichen Kröpfen aufgeweicht wurden. Nach dem Ausfliegen werden sie anfangs von beiden Eltern überwacht und geatzt, bald aber nur vom Männchen, weil das Weibchen ein neues Nest für die zweite Brut herrichtet. Die Tatsache, daß das Männchen die Jungen der ersten Brut aufzieht, während das Weibchen wieder baut und Eier legt, ist von vielen Vögeln bekannt. Man spricht in solchen Fällen von ineinandergeschachtelten Bruten. Manchmal benutzen Weibchen das bereits vorhandene Nest auch zur zweiten Brut. Nach der Aufzucht halten die Familien noch wochenlang zusammen, streichen tagsüber, sich mit anderen Familien zusammenscharend, gemeinsam im Gelände umher und suchen besonders die Stellen auf, wo Disteln und Kletten ihre Samen feilbieten, und übernachten auch gemeinsam in hohen, dichtbelaubten Bäumen. Wie oft schon habe ich mich an sonnigen Herbsttagen an den vielstimmigen Konzerten solcher Schwärme erfreut!

Die Jungvögel besitzen in ihrem Nestkleide zwar den gelben Flügelspiegel, nicht aber das zierende Rot am Kopf. Bis zur Oktobermitte vermausern sie das Kleingefieder, und dann kann man alt und jung — die Altvögel mausern während der genannten Zeit alle Federn — im neuen, besonders schmucken Kleide nicht mehr unterscheiden.

Obwohl überall in ganz Deutschland verbreitet, ist der Stieglitz doch nirgends besonders häufig. Er bevorzugt die Ebene und das Hügelland. Den Gebirgen fehlt er in Höhen über 600 Metern als Brutvogel. Er liebt baumreiches, offenes Gelände, wie es Dorfgärten mit alten Obstbäumen, Alleen, Parkanlagen und Friedhöfe bieten. Dort, wo auf unbebautem Gelände Disteln und Kletten gedeihen, wo auf den Wiesen der Löwenzahn seine Laternen aufsteckt und an den Bahndämmen die Nachtkerze überreich wuchert, ist er zu finden; die Samen dieser Pflanzen zieht er allen andern vor. Ich werte es immer als herzerfreuendes Erlebnis, wenn ich einer Schar der quicklebendigen Gesellen zusehen kann, wie sie mit geschäftiger Hast auf den Köpfen fruchtender Disteln

zwischen den stachelbewehrten Blättern herumturnen und mit ihren auffällig spitzen, hellfarbigen Schnäbeln die braunen Samen samt den weißen Pappushaaren herausklauben. Wie auf ein gegebenes Zeichen erhebt sich plötzlich die ganze Gesellschaft, ruft lebhaft durcheinander und läßt sich nach kurzem, hüpfendem Fluge auf andern Disteln des Brachlandes nieder. Hell leuchtet beim Lüpfen der Flügel das Gelb.

Der Stieglitz ist hauptsächlich Körnerfresser. Dementsprechend ist sein Schnabel gebaut. Außer den Samen der bereits genannten Pflanzen nimmt er auch Samen der Nadelbäume zu sich. Er zieht sie aus den Zapfen, wenn sich diese zu öffnen beginnen. Wenn im Winter die steifen Fruchststände des Breitwegerichs die Schneedecke überragen, hängt er sich auch an diese Stengel und pickt die Körnchen heraus. Die Liste der Pflanzen, deren Samen er verzehrt, ist sicher weit umfangreicher, als im allgemeinen bekannt ist. Neuere Beobachtungen bestätigen das. So berichtet ein Ornithologe, daß Stieglitze sich am Samen einer beliebten Gartenpflanze, der Cosmea, des Schmuck- oder Schönkörbchens, gütlich taten. Daneben aber wurde der Stieglitz als Vertilger von Blut- und Blattläusen mehrfach gerühmt. Er verzehrte auch Raupen des Frostspanners und die winzigen Räumchen der Lärchenminiermotte. Wenn Stieglitze im Frühling an den Kätzchen der Birken, Pappeln und Erlen herumturnen, ist anzunehmen, daß sie von ihnen kleine Insekten ablesen. Otto Kleinschmidt behauptet in seinem Singvogelbuch auch, daß sie Baumblüten nach Insekten absuchen.

Während uns im Herbst Stieglitze häufig in großer Zahl begegnen, kannst du dich im Winter nur selten ihres Anblicks erfreuen. Die meisten verziehen nach milderen Gegenden, aus Deutschland, so scheint es, in großer Anzahl nach Belgien. Wiederfunde beringter Stieglitze erhärten dies. Am 1. Juli 1950 wurde mir ein Stieglitz übergeben, der am Tage zuvor in Leipzig-Lindenau ermattet gegriffen worden war und bald darauf verendete. Er trug einen Ring des Naturhistorischen Museums in Brüssel. Die Nachfrage ergab, daß er am 9. Oktober 1949 bei Verviers den Ring erhalten hatte. Es ist anzunehmen, daß er in Deutschland erbrütet wurde, im Herbst nach Belgien verzog,

nach seiner Beringung dort während des Winters verblieb und im Frühling in seine Brutheimat zurückkehrte. Ein am 30. September 1932 bei Halle beringter war am 3. November 1934 in Antwerpen. Andere legten noch weit größere Wege zurück. Ein am 28. Mai 1950 in Belgien markierter Stieglitz wurde am 7. November des gleichen Jahres bei Madrid gefangen. Die Entfernung der beiden Orte beträgt in der Luftlinie 1350 Kilometer. Ein in der Schweiz beringter Stieglitz beendete seine Reise in Malaga. Sein hüpfender Flug scheint ihm das Entkommen vor angreifenden Raubvögeln zu ermöglichen. Nur 209 Stieglitze konnte Uttendörfer seinen gefiederten Feinden buchen.

Man hat den Stieglitz auch nach andern Erdteilen verpflanzt. In Australien hat er sich gut eingebürgert, in Nordamerika aber nicht. Im Jahre 1873 wurden einige bei New York ausgesetzt. Bis 1901 wurden Nachkommen festgestellt, seitdem sind sie verschwunden. Wie anders ist es beim Star und beim Haussperling! Auch sie wurden nach Nordamerika eingeführt und haben sich dort ungemein vermehrt.

## DER BUCHFINK

Der Buchfink gehört zu den Lieblingsvögeln des deutschen Volkes. Er erfreut nicht nur durch sein buntes Gefieder und sein anmutiges, zutrauliches Benehmen, sondern auch durch seinen aufmunternden Schlag und seine Kunstfertigkeit im Nestbau. Nach einem seiner Rufe, den er das ganze Jahr über hören läßt, dem keck klingenden »Pink-pink«, hat ihn das Volk benannt. Warum er aber Buchfink getauft worden ist, verstehen wir nicht, denn er zieht die Buchen, die Rot- und die Weißbuchen, in keiner Weise andern Bäumen vor.

Der Buchfink ist ein Allerweltsvogel und über fast ganz Europa und Westasien verbreitet. Wo auch nur wenige Bäume ihn dazu einladen, gründet er seine Heimstatt. Er bewohnt die Ebene und das Gebirge bis hinauf zur Baumgrenze, belebt den einsamen, vogelarmen, düsteren Fichtenhochwald wie den lichtdurchfluteten Eichenmischwald. Parkanlagen und Gärten werden besonders gern bezogen. Nur im baumlosen Moor sucht man ihn vergebens. In der baumarmen Kultursteppe nimmt er mit den Straßenbäumen vorlieb.

Wenige Vögel lassen sich bei ihrem Tun und Treiben so aus der Nähe beobachten wie er. Da trippelt und hüpfet ein prächtiges Männchen mit glattem Gefieder auf dem gepflegten Parkweg vor der Bank umher, auf der wir sitzen. Alle Farben seines Hochzeitskleides sind deutlich zu erkennen, die blaugraue Kopfplatte, der braunrote Rücken mit dem moosgrünen Bürzel, die weinrote Unterseite und die beiden weißen Binden in den schwarzen Flügeln. Auch der Schnabel ist hochzeitlich gefärbt, er sieht in diesem Kleide bleiblaue aus. Durch ein paar Brotkrumen locken wir den Finken nahe vor unsre Füße. Obwohl vertraut, hält er doch auf Abstand; er läßt sich nicht wie Meisen und Kleiber dazu herbei, Leckerbissen von der Hand wegzuholen. Da naht sich

noch ein Weibchen. Es ist wesentlich schlichter gefärbt, der Rücken olivbraun, die Unterseite hell graubraun. Die beiden weißen Flügelbinden besitzt es ebenfalls; sie treten aber weniger in Erscheinung, weil ihre Umgebung nicht schwarz, sondern braun gefärbt ist. Beide trippeln noch eine Zeitlang futtersuchend umher und picken aller Augenblicke etwas auf, bis vorübergehende Spaziergänger sie zum Abflug aufschrecken. Da leuchtet das viele Weiß in den Flügeln förmlich auf, und die weißen Flecken an den schwarzen Schwanzfedern kommen nun recht zur Geltung.

Das Männchen läßt sich unweit von uns auf einem der untersten Äste eines Baumes nieder, kehrt uns seine Brust zu und gibt frohgemut Schlag für Schlag zum besten. Wie zittern Kehle und Brust während des Singens! Zwischen den einzelnen Schlägen gönnt sich der fleißige Sänger nur wenige Sekunden Pause. Der Sangeseifer manches Buchfinken ist erstaunlich, geradezu unbegreiflich. Ein Vogelkenner zählte einem Männchen in zwei Stunden 824 Schläge nach. Kein Wunder, daß die übereifrigen Sänger während der Brutzeit an Gewicht verlieren! So wogen schwedische Buchfinken nach den Untersuchungen des Grafen Zedlitz im Herbst, wenn die Vögel im allgemeinen sehr fett sind, neunundzwanzig Gramm, im April und Mai aber nur zweiundzwanzig Gramm.

Der Finkenschlag, der weltbejahend in Dur hinausgeschmettert wird, der ein bedrücktes Gemüt wohl aufzurichten und heiter zu stimmen vermag, der überall, in Dorf und Stadt, in Wald und Flur, erschallt, hat den Volksmund allerwärts zu Lautdeutungen veranlaßt. Im allgemeinen klingt es wie »Zi-zi-zizizizi – rrrrrr – Würzgebier«, kürzer etwa wie »Zinkzering-zink-zink-zink-ziah«. Es gibt außerordentlich viel Abwandlungen, besonders am Schluß des Liedes, dem oft nach kurzer, kaum sekundenlanger Pause der sogenannte »Schnapper« angehängt wird, ein Ton, der wie »Pet« klingt. Im Vorfrühling klingen die Lieder zunächst stümperhaft. Die Finken müssen erst üben und kommen nach und nach in Fahrt. Gesang und Rufe sind dem Buchfinken auch nicht angeboren. Heinroth bemerkt hierzu: »Man erstaunt aber doch, wenn man mit eigenen Ohren hört, wie verschieden von

dem Artgesang die Strophe ist, die sich so ein Pflegling erfindet, namentlich dann, wenn er keine Gelegenheit hat, andre Singvögel zu hören, von denen er etwas lernen könnte. Kein Mensch ist dann imstande, aus dem Lied auf die Art zu schließen.« Manche Männchen heben im Herbst noch einmal an zu singen, aber längst nicht so schön wie im Frühling, und zuweilen versuchen sich auch Weibchen in der Sangeskunst.

Wiener Vogelliebhaber unterscheiden wohl dreißig und mehr Schläge, die sie mit den seltsamsten Namen bezeichnen, abgeleitet zumeist von den letzten Tönen des Schlages. Sie kennen die »Rührer Wildsau«, die »Gesterer Wildsau«, die »Schorer Wildsau«, den »groben Zirol«, den »feinen Zirol«, den »Lichtensteiner Zirol«, den »groben Auzirol«, den »klingenden« und den »mittleren Auzirol«, den »Wechseldulzier«, den »glatten Dulzier« und viele andere. Wenn sie ins Wirtshaus gehen, nehmen sie in kleinen Käfigen die Tierchen mit. Da finden sich dann die Finken in größerer Zahl beieinander, singen, daß es schmettert, und feuern sich gegenseitig an zum Entzücken ihrer Besitzer. Wieviel Liebe, wieviel Hellhörigkeit sind nötig, um aus den Gesängen die feinen und feinsten Unterschiede herauszuhören! In Hohegeiß, Zorge und Benneckenstein im Harz ist die Finkenliebhaberei ebenfalls zu Hause. Auch dort kennt und schätzt man eine Reihe verschiedener Schläge, den »Reiterspazier«, den »Mittelquirl«, den »Groben Quirl«, den »Butzebart«, den »Ceresia«, und an jedem zweiten Pfingstfeiertag findet ein Wettsingen statt. Die Mitglieder der »Finkenklubs« bringen ihre Lieblinge in kleinen Käfigen, die in weiße Servietten eingeschlagen sind, nach einem Saale, und hier geht der Wettstreit los! Sieger wird der Fink, der so lange singt, bis alle andern schweigen. Gewertet wird auf diese Weise die Kampfnatur des Finken, die auch die freilebenden zu ihrem unermüdlichen Singen antreibt. Der Besitzer des Siegers wird zum Finkenkönig des Jahres ernannt; er erhält eine Urkunde und wertvolle Preise. Als allgemeines Volksfest mit Musik, Gesang und Tanz findet der Finkenwettstreit dann seinen gebührenden Ausklang. Kein anderer Singvogel, auch nicht die Nachtigall, kann sich rühmen, in solcher Weise geschätzt und gefeiert zu werden wie der Buchfink. Auch die verschiedenen

Rufe des Buchfinken beschäftigen heute noch Vogelkenner und Vogelforscher. Der sogenannte »Regenruf«, der wie »Rüd« oder »Wried« klingt und auch als »Rülschen« bezeichnet wird, ist nicht allerorts zu hören. Es gibt Gegenden, genannt seien Berlin, das Elbsandsteingebirge, Leipzig, wo man von den Finken während der Brutzeit nur diesen Ruf vernimmt. Anderwärts lassen sie ein »Huid« hören, das dem Ruf des Gartenrotschwanzes völlig gleicht. Dann gibt es wieder Orte, wo beide Rufe vorkommen. An der Ostseeküste herrschen zweisilbige Rufe, »Itt-itt« oder »Ick-ick«, vor. Die Buchfinken des Schwarzwaldes aber haben ihren Kopf für sich. Sie rufen dreisilbig »Itt-itt-itt«. H. Sick stellte für Stuttgart und Umgebung drei verschiedene Rufe fest. Seit langem laufen Bestrebungen, die geographischen Grenzen dieser Rufe festzulegen. Völlige Unklarheit herrscht noch darüber, welche Bedeutung der Regenruf für den Buchfink besitzen mag. Jedenfalls kündigt er keinen bevorstehenden Regen an, mag auch der Zufall fügen, daß es mit der Prophezeiung klappt. Von fliegenden Buchfinken hört man ein angenehmes, halblautes »Jüb«.

Die Männchen treffen, wie auch die anderer Arten, im Frühling vor den Weibchen am Brutplatz ein. Sie wählen das Revier und behaupten es durch unermüdliches Singen und notfalls durch Kämpfe gegen andere Bewerber. Natürlich dient das Lied auch dem Anlocken der Weibchen. Der Buchfink wirbt aber außerdem durch Bodenbalz um eine Gemahlin. Ich gebe Gertrud Heß das Wort, die solche Balz recht anschaulich beschreibt: »Etwas vom Reizvollsten aber, das wir sogar in den Straßen der Stadt einmal zufällig beobachten können, ist das Werbespiel des Buchfinken. Das Männchen tanzt dabei mit gesenktem Kopf und breitgeöffneten Flügeln um sein Weibchen herum, vor ihm hin und her, zeitweilig auch über seinen Rücken hinweg. Das Weibchen scheint ganz verzückt und hingeeben. Es hat seinen Kopf auf den Rücken zurückgelegt, die Augen geschlossen und zittert am ganzen Leibe. Beide sind in ihr Spiel so vertieft, derart berauscht, daß sie nicht merken, wie sich ein Kreis von Menschen um sie bildet, von großen Menschen, die über die kleinen Vögel lächeln und darüber nachdenken, wie verwandt sie ihnen im Grunde sind.«

Das Nest wird meist einem hohen Busch oder einem Baume anvertraut; doch wurden auch Nester knapp über dem Boden, sogar auf dem Boden gefunden. Das Weibchen ist der Baukünstler, der es so kunstgerecht formt und so fest mit der Unterlage verbindet, daß es immer wieder die Bewunderung des Menschen hervorruft. Selten nur wurde ein Männchen beim Herzutragen von Baustoffen beobachtet. Die meisten begnügen sich damit, das Weibchen auf den Sammelflügen zu begleiten. Man muß staunen, wie es möglich ist, daß ein Buchfinkennest sturm- und wetterfest auf dem waagerechten Ast eines Baumes angelegt werden kann, wie du es zu sehen bekommst. Die Kunst ist schlechthin zu bewundern. Zunächst trägt das Weibchen Spinnweben und Raupengespinnste herbei, die es mitunter rüttelnd von Bäumen und Gebäuden abnimmt, und drückt sie auf die Rinde. Auf dieses festhaftende Polster werden Moos und Flechten gepreßt, darauf wieder eine Lage Gespinste. So wird das Nest mit dem Ast, den es zum Teil umgreift, fest verbunden, und erst auf die zuverlässige Unterlage wird aus Moos und Flechten, Haaren und Wollfäden, Hälmchen und Papierstückchen das napfförmige Nest gebaut, dessen Außenseite durch Flechten, Pflanzenwolle und Gespinste so trefflich verblendet wird, daß es einem Astknorren gleicht und selbst von einem geübten Auge nicht leicht entdeckt wird. Innen wird es mit Federn, Härchen, Tier- und Pflanzenwolle mollig ausgepolstert. Viele Nester werden aber trotz ihrer Tarnung vom Eichelhäher gefunden und der Eier oder Jungen beraubt. Ich war selbst Zeuge, wie ein Eichelhäher trotz dem lebhaften Rufen und Flattern der erregten Eltern einen Jungvogel nach dem andern aus einem Nest holte, das sich hoch oben in einem Baum befand. Wie Amsel und Singdrossel weicht der Buchfink öfters von der ursprünglichen Bauweise ab und errichtet das Nest an Gebäuden und in Gebäuden. Man hat Nester auf Balken in Kegelbahnen, Ziegelscheunen, Schuppen, sogar auf den eisernen Trägern einer Starkstromleitung gefunden. Die vier bis sechs Eier eines Geleges weisen auf grünlichem, bräunlichem oder bläulichem Grunde dunkelbraunrote, verwaschene Flecke, sogenannte Brandflecke, auf, dazu dunkle Punkte und Kritzel. Sie werden vom Weibchen bebrütet, das sich auch selbst ernährt.

Das Männchen bewährt sich auch in dieser Zeit als fleißiger Sänger. Nur wenige Male wurde bisher ein brütendes Männchen angetroffen. Nach zwölf bis dreizehn Tagen erscheinen die Jungen und werden von den Eltern mit Insekten geätzt. In den letzten Tagen ihrer Nestlingszeit schilpen sie ähnlich den Sperlingen, und diese Betteltöne lassen sie auch nach dem Verlassen des Nestes hören. Für die zweite Brut wird meist ein neues Nest gebaut.

Der Buchfink ist ein Körnerfresser und in der kalten Jahreszeit ausschließlich auf diese Kost in Gestalt von Sämereien angewiesen, doch im Sommer zieht er Insektennahrung vor. In Nadelholzwaldungen wurde er als verdienstvoller Bekämpfer der Nonne erkannt. Alle Entwicklungsstufen dieses Schädlings, Eier, Raupen, Puppen und Falter, werden von ihm verzehrt, und die Jungen, die nehmen müssen, was ihnen zugetragen wird, erhalten auch die haarigen Raupen. Blattläuse scheinen ihm ob ihres süßen Geschmacks besonders zu behagen; selbst Blutläuse verzehrt er massenhaft, sobald er zufällig entdeckt hat, daß unter dem weißen Flaum, der sie verbirgt, leckere Nahrung vorhanden ist. Wo Eichenwickler und Lärchenminiermotte auftreten, beteiligt er sich an ihrer Beseitigung. Nicht einmal die wenig beliebten Larven von Blattwespen verschmäht er.

Unter unsern Buchfinken gibt es Stand-, Strich- und Zugvögel. Früher galten die Männchen allgemein als Standvögel, die Weibchen als Zugvögel. Deshalb erhielt der Buchfink auch den wissenschaftlichen Artnamen »coelebs«, was soviel wie der Ehelose bedeutet. Doch lehrt schon der Augenschein, daß nicht alle Männchen bei uns bleiben. Im Winter sind sie nur in sehr geringer Zahl vertreten, wie auch die Beobachtungen an Futterplätzen bekunden. Auch einzelne Weibchen harren im Winter bei uns aus, doch sind sie entschieden wanderlustiger als die Männchen. Holländische Ornithologen, die den Zug entlang der Küste beobachteten, fanden, daß die Weibchen den Zug über das Meer nach England und nach Irland nicht scheuen, wohl aber die Männchen, die den Küstenzug vorziehen und auf diese Weise nach Frankreich und Spanien gelangen. Nur wenige setzen den Zug bis nach Nordafrika fort.

In Herbst ziehen aus den nordischen Ländern, aus Skandinavien, Finnland und den Ostseeprovinzen der Sowjetunion, ungeheure Scharen südwestwärts und erreichen über Deutschland die westlichen Länder. Buchfinken, die im Herbst in Belgien beringt worden waren, wurden im darauffolgenden Sommer in Finnland und in der Sowjetunion an ihrem Brutplatz festgestellt. Ein Buchfink kehrte sechsmal nacheinander an denselben Brutort, eine finnische Schäre, zurück. Das darfst du schon Heimattreue nennen! Buchfinken aus Deutschland überwintern hauptsächlich in Frankreich und Spanien. Einer, der am 24. Mai 1931 in Leipzig beringt wurde, war Ende April 1932 noch in Zamora in Spanien. Ein am 24. Mai 1928 bei Worms beringter befand sich am 4. November desselben Jahres in Jeres de la Frontera.

Der Buchfink ist neben dem Haussperling wohl unser häufigster Vogel. Er treibt sich besonders während der Zugzeiten viel auf Feldern und Wiesen umher und wird deshalb oft eine leichte Beute von Greifvögeln. Nach dem Haussperling, von dem Utten-dörfer 19588 erbeutete zählte, steht in der Reihe der Opfer mit 11049 Artvertretern der Buchfink. Und doch beglückt er uns alljährlich immer wieder in überreicher Zahl. Wir brauchen uns also keine Sorge darum zu machen, daß er uns als eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Vogelwelt verlorengehen könnte.

## DIE BACHSTELZE

Wieder ein Vogel, der überall vorkommt, den jeder kennt und jeder gern hat, die Bachstelze! Sie prunkt nicht mit farbenreichem Gefieder, sie ist auch keine hervorragende Sängerin; aber sie entzückt durch ihre liebreizende, elegante Erscheinung, ihre Zutraulichkeit und ihr lebhaftes Wesen. Unaufhörlich wippt der lange Schwanz auf und nieder. Mit flinken Schritten trippelt sie graziös auch über unebenes Gelände, nickt mit dem Kopf und wippt mit dem Schwanz, wippt besonders lebhaft, wenn sie im raschen Dahinlaufen einen Augenblick verweilt. Dann fliegt sie plötzlich steil in die Höhe und jagt einem vorüberschwirrenden Insekt nach. Sie erfaßt es sicher in unglaublich wendigem Fluge, während sie den Schwanz als Steuer spreitet. Sie ist also nicht nur eine ausgezeichnete Läuferin; sie versteht sich auch vortrefflich aufs Fliegen. In großen Bogen schießt sie förmlich dahin; sie kann es sich leisten, den Sperber zu necken. Oft genug geschieht es, daß eine ganze Schar hinter einem Vertreter dieses gefährlichsten Feindes der Kleinvögel her ist, lebhaft »Ziwiß« ruft und ihm zuletzt so zusetzt, daß er sich sichtlich bemüht, zu entkommen. Nach errungenem Siege wird dann ein jubelndes Gezwitscher angestimmt. Trotz dem reißenden und eigenartigen Fluge wurden aber nach den Untersuchungen Uttenhöfers von den 1101 Bachstelzen, die Greifvögeln und Eulen zum Opfer fielen, immer noch allein 767 vom Sperber erbeutet. Es waren sogar sicher noch mehr; denn auch die 207 Rupfungen, die gefunden wurden, ohne daß man den Urheber feststellen konnte, werden in der überwiegenden Zahl dem Sperber zur Last fallen. Diese Erfolge dankt er wahrscheinlich der Art, wie er seine Jagd ausübt. Er überrumpelt die Tiere, indem er überraschend aus dem Hinterhalt auf sie stößt.

Schwarz, Weiß, Grau und Schwarzbraun sind die einzigen Far-

ben, die das Gefieder aufweist. Im Brutkleide sind Kopfplatte und Genick, Kehle und Kropf schwarz, ebenso die Steuerfedern mit Ausnahme der beiden äußeren Paare, die fast reinweiß sind. Der Rücken ist grau, die Unterseite weiß, die Schwungfedern sehen schwarzbraun aus. Beim Weibchen sind die schwarzen Stellen mit Grau durchsetzt. Im Ruhekleide, das in der Zeit zwischen Juli und Oktober angelegt wird, ist die ganze Unterseite weiß bis auf ein schwarzgraues, halbmondförmiges Kropfband.

Zumeist hört man von Bachstelzen nur die spitzen, durchdringenden Rufe, die wie »Zwiewiß, Ziewitt, Sississ« oder »Quirri« klingen. Ihr Lied, in dem die Rufe oft wiederkehren, läßt sie seltener hören. Es ist ein angenehmes Gezwitzcher, wird, ihrem Wesen entsprechend, stieglitzartig flott vorgetragen und sicher oft überhört, weil die Sängerin nur halblaut und oft auch am Boden singt.

Die Bachstelze macht es uns sehr leicht, sie zu beobachten, siedelt sie doch mit Vorliebe in den Dörfern, wo Teich und Gräben, Dungstätten und Viehställe für ein reiches Insektenleben sorgen und ihr zudem zahlreiche Nistmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Sie liebt zwar die Nähe des Wassers, ist aber nicht, wie ihr Name glauben machen könnte, an Bach und Wasser gebunden. Man trifft sie inmitten trockner Kahlschläge, auf Viehweiden und Äckern, hoch oben auf den höchsten Kuppen unsrer Mittelgebirge, in den Alpen sogar in Höhen von über 2000 Metern, wo irgendwelche Gebäude sie und den Hausrotschwanz zum Bleiben verlocken. Auch am Strande des Meeres fühlt sie sich wohl, wo es im angeschwemmten Pflanzenwust von Kleingetier wimmelt. Sie ist über ganz Europa verbreitet, vom Mittelmeer bis nach Nordskandinavien, von Portugal bis zum Ural. In England lebt eine besondere Rasse, die statt des grauen einen schwarzen Rücken besitzt und deshalb Trauerbachstelze genannt wurde. Ab und zu brütet diese auch an der deutschen Nordseeküste, insbesondere auf den Inseln.

Die Bachstelze nährt sich wie Schwalben und Mauersegler ausschließlich von tierischer Kost. Sie schnappt sich zahlreiche fliegende Insekten, doch den größten Teil ihrer Nahrung sucht sie auf dem Boden. Immer sieht man sie geschäftig auf Straßen, Wegen

und Plätzen umhertrippeln, wo sich immer etwas für den Schnabel findet. Hierher verirren sich von den Rändern aus immer wieder Kerbtiere aller Art, und von Bäumen und Büschen fallen zahlreiche, durch die Nachtkühle verklammte Käfer, Raupen und Blattläuse herab und werden willkommene Beute der fleißigen Läuferin. Gern folgt sie dem Bauern, der mit dem Pfluge Regenwürmer, Engerlinge, Drahtwürmer, Erdraupen, Schnecken und andre verlockende Leckerbissen zutage fördert. Magenuntersuchungen wiesen ihr sogar kleine Wasserkäfer und Köcherfliegenlarven nach, die sie sicher in seichem Wasser erbeutete; ferner fand man Rüssel-, Dung- und kleinere Laufkäfer, Ohrwürmer, Fliegen- und Schnakenlarven. In den Gärten der Gaststätten und den Anlagen der Kurorte lesen sie die Brotkrumen auf, die von Tischen und Bänken fallen.

Bald nach dem Eintreffen im März erkämpft sich jedes Männchen ein Revier und bewirbt sich um ein Weibchen. Nach Beobachtungen G. Steinbachers umtrippelt das Männchen bei der Balz die Partnerin mit gespreizten Flügeln und gefächertem Schwanz, den es auf dem Boden schleifen läßt, in immer enger werdenden Spiralen, und sträubt dabei die schwarzen Kehle- und die weißen Brustfedern, so daß es viel größer erscheint. Nach ein paar Schritten bleibt es jedesmal stehen, macht eine Verbeugung und ruft »Sticknick«.

Das Nest ist ein kunstloser, wirrer Haufen von Halmen, Reisern, Blattstücken und Moos, innen mit einigen Federn und Haaren ausgestattet. Im Dorfe wird es in Mauerlöchern, auf Balken in und an Gebäuden, unter Brücken, im Freien in Steinhaufen und Holzstößen, in Kopfweiden und Baumlöchern untergebracht. Auch Rohr- und Heuhaufen und das Astwerk umfangreicher Storchnester und Raubvogelhorste werden mitunter als Niststätten benutzt. In Reichenhall brütete ein Paar auf dem Rathaus-turm, vierunddreißig Meter über dem Erdboden. Allerdings hielten sich die Tierchen hauptsächlich auf den Dächern der Häuser auf, so daß der Abstand zwischen Dach und Nest nur achtzehn Meter betrug. Auch am Boden und in Jungfichten wurden Nester gefunden. Einen ausgesucht absonderlichen Nistplatz erkor sich ein Pärchen, das sich in einem Blumenkasten unter dem Geranienstock ein Loch

in die Erde scharfte und dort das Nest anlegte. In diesem Falle teilten sich beide Gatten in den Nestbau und auch in das Brüten. Mit dem Nestbau beginnt das Weibchen meist anfangs April. Die fünf bis sechs Eier, die auf weißem Grunde dunkelgrau punktiert und gestrichelt sind, legt es in den frühen Morgenstunden. In den weitaus meisten Fällen brütet nur das Weibchen. Die Jungen sprengen nach zwölf Tagen die Eischalen und werden von beiden Eltern gefüttert. In dieser Zeit zetern die Alten lebhaft und aufgereggt, wenn man wagt, sich ihrem Neste zu nähern. Kleinere Störenfriede werden äußerst schneidig angegriffen und verjagt. In den letzten Tagen der Nestzeit, die im ganzen vierzehn bis fünfzehn Tage beansprucht, wippen die Jungen schon mit dem Schwanz wie die Alten. Ganze Bruten gehen dadurch verloren, daß sie von den Larven der Vogelblutfliege befallen werden, die den Jungen am Bauche das Blut abzapfen. Es wurden Nester gefunden, die von diesen Schmarotzern nur so wimmelten, und es ist unbegreiflich, daß dieselben Vögel, die auf dem Misthaufen jede Fliegenlarve mitgehen heißen, die Larven unbeachtet lassen, die ihre Jungen zu Tode quälen. Die befallenen Jungvögel weisen am Bauch zahlreiche rote Punkte auf, die Bißstellen der Maden. Als Heinroth im Zoologischen Garten von Berlin bei zweien von drei Bachstelzenbruten feststellte, daß sie von Fliegenlarven befallen waren, bettete er sie um, und es gelang ihm dadurch, die Jungen am Leben zu erhalten.

Am Jugendkleide der Bachstelze fehlen schwarze Abzeichen; die gesamte Oberseite ist graubräunlich, die Unterseite, abgesehen vom dunklen Kropfband, weiß mit gelblichem Anflug. Wenn die Jungen das Nest verlassen haben, werden sie zunächst von beiden Eltern betreut, ein paar Tage später nur noch vom Männchen; denn das Weibchen ist mit den Vorbereitungen zur zweiten Brut beschäftigt. Wenigstens zweimal im Jahre brüten Bachstelzen, öfters auch dreimal. Sie vermehren sich also sehr stark. Da verhältnismäßig wenig Bachstelzen gefiederten Feinden zur Beute fallen, fragen wir, wo der reichliche Nachwuchs bleibt. Wir bedenken, daß viele Bruten schon deswegen ausfallen, weil die Bachstelze ein beliebter Kuckuckswirt ist. Es gibt Gegenden in Deutschland, in denen die Kuckucksweibchen ihre Eier geradezu

mit Vorliebe den Bachstelzen in ihre Nester legen. Jeder Jungkuckuck kostet fünf bis sechs Stelzenkindern das Leben. Und so manche Brut wird von behaarten Räubern vernichtet, von Wiesel und Iltis, von Baum- und Steinmardern, die verborgenste Schlupfwinkel aufzuspüren vermögen.

Als Kerbtierfresser sind die in Mittel- und Nordeuropa brütenden Bachstelzen gezwungen, im Herbst mildere, an Nahrung reichere Gebiete aufzusuchen. Manche überwintern zwar, besonders im Rheinland, doch werden ihnen strenge, schneereiche Winter große Opfer abverlangen. Bevor uns im September oder Oktober die Bachstelzen verlassen, treffen sie sich oft zu Hunderten an bestimmten Schlafplätzen, in dichtbelaubten Bäumen, selbst auf verkehrsreichen, beleuchteten Plätzen inmitten der Großstädte. Nachrichten hierüber liegen vor aus Bielefeld, Braunschweig, Frankfurt, Hannover, Kassel und Osnabrück. Andere suchen dichte Rohrbestände als Nachtquartier auf. Sie lassen sich auf diese, wie ich es selbst mehrfach beobachtete, in steilem Sturzflug herab. Bachstelzen aus Deutschland wurden bisher aus Frankreich, Spanien, Portugal und Nordafrika zurückgemeldet. Das Überwinterungsgebiet reicht aber, wie wir wissen, vom unteren Senegal bis nach Ostafrika, Arabien und Mesopotamien. Von den zahlreichen Wiederfinden deutscher Vögel seien nur einige angegeben. Eine am 7. Juni 1927 bei Magdeburg beringte Bachstelze war am 13. Oktober in Bordeaux. Eine andere, die am 17. Mai 1935 bei Dessau markiert wurde, befand sich am 8. Januar 1936 in Casablanca. Eine weitere, der man am 25. Juni 1949 nestjung bei Wurzen den Ring anlegte, wurde am 30. Oktober in Cordoba gefangen. Eine andere wurde am 21. August 1930 bei Hohenleuben in Thüringen gekennzeichnet und hatte ihre Reise am 12. November in Algier beendet. Bachstelzen aus Schweden und Finnland schlagen die südöstliche Richtung ein. Sie wurden in Ägypten und Kleinasien angetroffen.

Zwei Stelzenarten, die noch in Deutschland brüten, seien kurz erwähnt. Im Flach- und Hügelland siedelt die Schafstelze, deren gesamte Unterseite leuchtend gelb gefärbt ist, während ihre Oberseite olivgrün aussieht mit Ausnahme des aschgrauen Kopfes. Sie bewohnt hauptsächlich feuchte Wiesen und Felder

und verrät sich durch ihren Ruf, der wie ein »Psiep« klingt. Wenn sie am Stengel einer Wiesenpflanze sitzt, gleicht sie einer goldgelben Blüte. Ihr Gesang ist nicht sehr berückend, sie läßt ihn auch selten hören.

An fließenden Gewässern mit klarem Wasser siedelt die Gebirgstelze. Sie wird durch den grauen Rücken mit grüngelbem Bürzel, die schwefelgelbe Unterseite und den sehr langen Schwanz gekennzeichnet. Im Brutkleide ist die Kehle des Männchens schwarz, im Ruhekleide wie beim Weibchen weiß. Sie ist die graziöseste der Stelzen und belebt aufs reizvollste jeden Gebirgsbach. Sie ruft ein scharfes »Zitt-zitt«. Auch sie mischt in ihren zwitschernden Gesang häufig ihren Ruf. Vor etwa hundert Jahren bewohnte sie nur die Gebirge; nach und nach bezog sie aber auch Hügelland und Flachland, so daß sie gegenwärtig überall in Deutschland zu Hause ist. Wir freuen uns dessen; sie zu beobachten, ist immer ein ästhetischer Genuß!

## DIE KOHLMEISE

Bring vor deinem Fenster ein Futterhäuschen an und versieh es im Winter mit Meisenfutter, das du in jeder Zoo-Handlung bekommst, oder häng einen Saunabel hinein, und bald stellt sich eine Kohlmeise ein. Der muntere Besucher mit seiner schwarzen Kopfplatte, den weißen Wangen und der gelben Unterseite samt dem schwarzen Mittelstrich wird dir viel Vergnügen bereiten! Zunächst ist es der Meise unbehaglich, wenn man ihr vom Zimmer aus zusieht, wie sie Kern auf Kern holt, um ihn auf einem Ast in der Nähe aufzuklopfen. Sie stellt sich mit beiden Füßen auf den Kern, hält ihn fest und umklammert dabei mit den Zehen zugleich den Zweig. Bald aber ist sie so vertraut, daß sie sich ins Häuschen wagt, auch wenn man dicht am Fenster steht.

Die Kohlmeise ist die größte einheimische Meise und zugleich die häufigste und bekannteste. Sie begegnet uns überall, wo Busch und Baum ihr Schutz gewähren, in den kleinsten Gärten inmitten der Städte, in Parkanlagen und auf Friedhöfen, im Laubwald und im Mischwald, auch in den einförmigsten Kiefern- und Fichtenwäldern, wenn ihr Baumhöhlungen und Nistkästen das Seßhaftwerden möglich machen. Im Erzgebirge überschreitet sie nach Heyder kaum die 800-Meter-Grenze. In den Alpen sah ich sie aber im Sommer bei Ehrwald in Tirol, das 1000 Meter über dem Meere liegt. Sie siedelt in ganz Europa bis zur Eismeerküste in verschiedenen Rassen.

In manchen Jahren läßt uns ihr taktmäßiger, dreisilbiger Frühlingruf bereits an einem sonnigen Januartag aufhorchen und stimmt uns frühlingstfroh. Der letzte Ton dieses Rufes ist tiefer als die vorhergehenden. Das Volk deutet den Ruf je nach der Landschaft als »Sitz ich da« oder »Schinkendieb« oder »Spitz die Schar!« oder »Bücklingskopf«. Manchmal ist aber der erste Ton der tiefere; dann lautet die Übersetzung »Spinn dicke, spinn dicke!«

Auch das zweisilbige »Stiddi« oder das viersilbige »Benediktus« läßt sie hören. Die Kohlmeise versteht überhaupt meisterhaft die Kunst des Variierens, des Abänderns der Rufe. Ein ungarischer Ornithologe hat in der Zeitschrift »Aquila« fast vier Seiten mit Notenbeispielen für die Rufe der Kohlmeise gefüllt. In meiner Heimat heißt sie Finkmeise, weil sie sehr oft wie der Buchfink hell und klangvoll »Pink-pink« ruft. Bei Gefahr warnt sie auch mit diesem Ruf, dem sie ein zeterndes »Dädädä« folgen läßt. Das Zetern wird oft auch durch ein hohes, spitzes »Zi« eingeleitet. Durch den Pfiff »Si-duit«, der das ganze Jahr über zu hören ist, bleiben die Ehegatten miteinander in Stimmföhlung. Außer diesen vielfältigen Rufen verfügt die Kohlmeise auch über ein Liedchen, das leise, versonnen vorgetragen wird und an Grasmückengeplauder erinnert. Man ist, wenn man die Sängerin entdeckt, geradezu verblüfft, eine Kohlmeise vor sich zu haben. Auch eine talentierte Spötterin ist sie und ahmt Rufe anderer Vögel täuschend nach. Seitdem ich weiß, daß sie wie eine Sumpf- oder Haubenmeise rufen kann, vergewissere ich mich immer erst durch den Augenschein, wer eigentlich der Rufer ist.

Man sieht Kohlmeisen kaum jemals still sitzen; sie sind die verkörperte Unruhe. Äußerst gewandt hüpfen und klettern sie in den Kronen der Büsche und Bäume und hängen sich, Nahrung suchend, auch an dünnste Zweige, sogar an Blätter. Sie untersuchen die Rinde der Stämme, der Äste und Zweige sowie die Blätter ganz genau nach Freßbarem und finden Eier, Larven und Puppen der Insekten auch an den verborgensten Stellen, in engsten Ritzen. Da sie alles beschauen und beklopfen, entdecken sie auch Tiere, die durch eine Schutztracht getarnt sind. Ihre Bedeutung als Helfer im Kampfe gegen Schadinsekten kann kaum überschätzt werden. In Gärten, die von Meisen belebt sind, gedeiht das gesündeste Obst. Freilich verzehren sie nicht nur schädliche Kerfe, sondern auch Nützlinge, wie Schlupfwespen, die Larven der Schwebfliegen und der Raupenfliegen und Spinnen. Das einst vielverbreitete Plakat, das ein Kohlmeisenpaar nebst zwanzig Jungen aus zwei Brutten zeigte und behauptete, daß diese in einem Jahre eineinhalb Zentner Insekten vertilgten, war freilich eine Übertreibung. Die Zahlen beruhten auf Fütterungs-

versuchen an gekäfigten Meisen und gelten nicht für freilebende Vögel. Ferner brütet nicht jedes Meisenpaar in jedem Jahre zweimal, und viele der Jungmeisen erliegen bereits im ersten Lebensjahr vielerlei Gefahren.

Während der warmen Jahreszeit verzehren sie tatsächlich fast nur Kerbtiere; im Winter aber nehmen sie gern ölhaltige Samen zu sich! Jeder weiß, wie erpicht sie auf Sonnenrosenkerne und auf Hanfkörner sind. Außerdem lieben sie tierisches Fett in jeder Form. Magenuntersuchungen wiesen ihr Frostspanner-, Kohlweißlings-, Eichenwickler- und Nonnenraupen, Rüsselkäfer, Blattläuse und Schildläuse nach. Durch eine sehr sinnreich erdachte Methode wurde ermittelt, daß Altvögel den Jungen hauptsächlich Raupen zutrug, ferner Falter, darunter Kohlweißlinge, Schnell-, Laub-, Rüssel- und kleinere Laufkäfer, Fleischfliegen, Blattwespen, Tausendfüßler, Asseln und Spinnen. Untersuchungen der Gewölle von Jungmeisen, die in Nistkästen gefunden wurden, ergaben, daß die Jungen mit den Raupen und Faltern folgender berüchtigter Forstschädlinge gefüttert worden waren: Nonne, Kiefernspinner, Kiefernspanner, Tannentriebwickler, Eichenwickler, Forleule, Frostspanner, Kiefernbuschhornblattwespe, Fichtenblattwespe. Wintersüber trifft man Kohlmeisen zuweilen in Schilfbeständen an, wo sie die Halme des Schilfrohrs aufhacken, in denen sich Raupen verborgen halten. Kohlmeisen sind ungemein findig. In England machen sie sich dadurch sogar in manchen Orten unbeliebt; sie zerhacken die Pappdeckel der vor dem Haus stehenden Milchflaschen und laben sich an Milch und Sahne. Während der kalten Monate geraten sie auf der Nahrungssuche auch an Bienenstände und beklopfen die Beuten. Die Bienen werden unruhigt, verlassen zum Teil die wärmende Traube, verkühlen sich auf dem kalten Bodenbrett und verkommen. Andere gelangen an das Flugloch, werden von der Meise ergriffen, auf den nächsten Ast getragen und verzehrt. Die Meisen können dadurch die Völker schwächen und den Imker empfindlich schädigen. Doch kann er sich vor solchen Schäden sichern, indem er die Beuten durch Säcke und alte Gardinen vor Meisen wie vor Spechten schützt. Alles in allem kann behauptet werden, daß die Kohlmeise zu unsern nützlichsten Vögeln gehört. Gut 80 Pro-

zent ihrer Beutetiere sind Schädlinge, die unsere Nutzpflanzen in Garten, Feld und Wald bedrohen.

Kohlmeisen behaupten wie andre Vögel ihr Brutrevier. Dabei kommt es aber zwischen den Männchen nicht zu Kämpfen, die mit Schnabel, Krallen und Flügeln ausgetragen werden, sondern nur zu symbolischen, zu Scheinkämpfen, die darin bestehen, daß sich die beiden Gegner, kaum ein Meter voneinander entfernt, niederlassen und kräftig auf die Unterlage loshacken, wie wenn sie einen Kern bearbeiteten. Der lebhafter, kräftiger pickende Vogel ist der Sieger, der andre zieht sich zurück. Das Weibchen wählt die Bruthöhle aus; oft ist es dieselbe, die es bisher als Schlafstätte benutzte. Freilich werden manchmal recht unzuweckmäßige Nistplätze bezogen, Briefkästen an Gartenzäunen, oben offene Eisenröhren, Erdlöcher, Baumstubben, und wie viele Brutten mögen alljährlich an solchen Stellen, die dem Regen und der Sonnenhitze ausgesetzt sind, verlorengehen! Nur das Weibchen baut. Es trägt zunächst eine dicke Schicht aus Moosen ein; bei den Sammelflügen wird es vom Männchen begleitet. Auf die Unterlage kommt eine mehr oder minder dicke Schicht von Haaren der Tiere, die mit dem Pärchen den Lebensraum teilen. Man findet Hasen- und Kaninchenwolle, Fuchs- und Eichhörnchen-, Reh- und Dachs-, Pferde- und Rinderhaare, auch Schafwolle. Alle in Höhlen brütenden Meisenarten stellen ihre Nester in dieser Weise her. Sie sorgen für eine zahlreiche Nachkommenschaft. Zwölf, vierzehn und mehr Eier in einem Nest sind keine Seltenheit, meist findet man acht bis zehn. Sie sind auf weißem Grunde ziegelrot betupft. Tag für Tag wird ein Ei gelegt. Das Weibchen bleibt nachts in der Höhle, das Männchen schläft im Blattwerk eines Baumes oder in einer andern Höhle. Solang das Weibchen noch nicht brütet — es beginnt bei der ersten Brut mit der Bebrütung nach der Ablage des letzten Eies, bei der zweiten einige Tage früher —, deckt es die Eier vor dem Verlassen der Nisthöhle zu. Nur das Weibchen brütet. Das Männchen bringt ihm zwar ab und zu einen Bissen, doch muß es sich die Nahrung in der Hauptsache selbst besorgen. Es verläßt deshalb tagsüber öfters das Gelege, das es aber nun nicht mehr zudeckt. Wenn es auf den Eiern sitzt, läßt es sich nur schwer vertreiben. Es bleibt sitzen, auch wenn

man an den Kasten oder an den Baumstamm klopft. Steckt man den Finger in das Flugloch, zischt es, und es mag wohl sein, daß es durch dieses fauchende Zischen manches Tier abhält, in den Kasten einzudringen. Wenn nach vierzehn Tagen zehn und mehr sperrende Schnäbel Futter heischen, gibt es für die Eltern viel zu tun, besonders für das Männchen, denn das Weibchen muß in den ersten Tagen die nackten, wärmebedürftigen Jungen die meiste Zeit hudern. Die Alten füttern unermüdlich von den frühesten Morgenstunden bis zum späten Abend. Ludwig Schuster war Zeuge, wie ein Pärchen seinen Jungen an einem Tage gegen 900mal Futter zutrug. Dem Schweizer Ornithologen Bußmann verdanken wir die Feststellung, daß ein Paar seine Jungen in dreizehn Tagen 7743mal fütterte, am dritten Tage, als der Nahrungsbedarf der Jungen noch gering war, 350mal, am elften Tage aber 793mal. An den letzten Tagen wurde dann diese Zahl nicht mehr erreicht. Durch die Beobachtungen der sowjetischen Forscher Promptow und Lukina erfuhren wir, womit Jungmeisen gefüttert werden. Sie schnitten in den Giebel eines Hauses eine rechteckige Öffnung und hängten vor diese einen Nistkasten, in dessen Rückwand sich ein rechteckiges Loch befand. Vom dunklen Dachboden aus konnten sie alle Vorgänge im Kasten beobachten. Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten der Beobachtungsmethoden anzugeben; aber einige Ergebnisse seien kurz mitgeteilt. In den ersten Tagen erhielten die Jungen Schmetterlingseier, winzige Insekten, vom dritten und vierten Tage an auch Kreuzspinnen. Der Altvogel steckte die Spinne in den Schnabel des Jungen und quetschte durch Schnabeldruck etwas von dem Inhalt des Spinnenkörpers in den Rachen des Jungen, das den Brei einsaugte. Nach einigen Augenblicken wurde dem nächsten Jungvogel die Spinne in den Schnabel geschoben, auch einem dritten und vierten, bis der Spinnenleib ausgedrückt war. Den Rest verschluckte der Altvogel. Später wurden hauptsächlich Raupen, auch haarige, und Schmetterlinge verfüttert. Einige Jungvögel wären an zu dicken Raupen erstickt, wenn die Forscher nicht helfend eingegriffen hätten. Daß Jungvögel an zu großen Futterbrocken ersticken, geschieht, wie auch deutsche Forscher bezeugten, wahrscheinlich nicht selten.

Nach der Futterübergabe wartet der Altvogel kurze Zeit, bis einer der Sprößlinge einen Kotballen abgibt. Der Jungvogel reckt dazu den mit weißen Federchen umgebenen After hoch, indem er sich auf Füße und Schnabel stützt, also ein Dreibein bildet, und läßt den umhäteten Ballen austreten, der sofort von dem Altvogel mit dem Schnabel erfaßt wird, bevor er zwischen die vielen Geschwister fällt. Die Nestlingszeit währt verhältnismäßig lange, nämlich fünfzehn bis zwanzig Tage. Im Nestkleide ähneln die Jungen sehr den Alten, nur sind alle Farben blasser. Nach dem Verlassen des Nestes werden die Kleinen noch acht bis vierzehn Tage von den Alten umhegt und gefüttert. Solche Meisenfamilien verraten sich dem Kundigen durch die ununterbrochen erschallenden Bettelrufe der Jungen, die wie »Dededededede« klingen. In dieser Zeit stellen Eichelhäher und Elstern den noch flugunbewandten und unerfahrenen Jungmeisen eifrig nach. Ich war mehrmals Zeuge, wie Eichelhäher junge Kohlmeisen erbeuteten. Jungmeisen verlassen bald das engere Brutgebiet und schlagen sich mit andern Jungvögeln zu Schwärmen zusammen, die aber nur locker zusammenhalten. Keine kehrt in den Nistkasten zurück. Die zwei Bruten, die die Kohlmeise im Jahre ausbringt, werden ineinandergeschachtelt. Doch wurde durch die Beringung erwiesen, daß die Paare ab und zu eine Brut einsparen. Gleichwohl ist die Vermehrung der Meisen sehr stark und läßt darauf schließen, daß viele Gefahren sie wieder vermindern. Wenn in harten Wintern düstere Nebeltage mit Rauheif und Glatteis die Nahrungsquellen, die Rindenritzen, verschließen und die Zeit der Nahrungssuche kürzen, erliegen viele dem Hunger. Doch hat sich gezeigt, daß die schweren Verluste, die die strengen Winter 1928–1929 und 1939–1940 den Meisenbeständen zufügten, in den nächsten Jahren wieder ausgeglichen wurden. Altmeisen bleiben im allgemeinen ihrem Brutrevier treu. Sie streichen zwar im Winter in Gemeinschaft mit andern Meisenarten, mit Goldhähnchen und Kleibern im Gelände umher, besuchen ihnen bekannte Futterplätze, entfernen sich aber kaum weiter als zwei bis drei Kilometer von ihrer Schlafhöhle. Vor Eintritt der Dunkelheit kehren sie in diese zurück. Jede Meise nächtigt für sich in einem Quartier. Von manchen Paaren wurde bekannt,

daß sie auch während des Winters zusammenhielten und daß sie mehrere Jahre hintereinander in demselben Kasten brüteten. Jungmeisen suchen nur ausnahmsweise ihren Geburtsort wieder auf. Sie verbreiten sich im Herbst nach allen Richtungen, durchschnittlich aber nur auf vier bis fünf Kilometer, und siedeln sich in diesem Raume an. Wo sie zur Welt kamen, werden zugezogene selbsthaft. So wird für eine ständige Durchmischung der Meisenbevölkerung gesorgt. In manchen Kohlmeisen wird der Zugtrieb wirksam. Kohlmeisen aus Deutschland wurden in Belgien, Frankreich, Italien, Österreich, Polen und Rumänien bestätigt. Es findet also kein gerichteter Zug statt. Eine am 2. Februar 1933 bei Halle beringte Kohlmeise befand sich am 9. Januar 1934 in Rumänien, 1040 Kilometer vom Beringungsort entfernt. Eine bei Lohsa in der Oberlausitz am 3. Januar 1932 gezeichnete wanderte 1250 Kilometer weit bis in die französischen Pyrenäen, wo sie am 28. Februar 1934 festgestellt wurde. Eine dritte, am 31. Mai 1933 in Homburg bei Kassel gekennzeichnet, wurde am 23. November desselben Jahres in der Vendée angetroffen. Die Fähigkeit, sich aus weitentfernten Orten zurückzufinden, eine Fähigkeit, die echten Zugvögeln in hohem Maße eignet, geht den Meisen ab. Kohlmeisen, die vier bis sechs Kilometer verfrachtet wurden, kehrten zwar größtenteils heim; wurden sie aber erst zwölf Kilometer entfernt vom Fangort freigelassen, dann wartete man auf ihre Rückkehr vergeblich. Bei ihren Wanderungen vermeiden Kohlmeisen nach Möglichkeit den Flug über freie Strecken. Sie benutzen immer wieder Alleeen, Buschreihen, Gehölze als Deckung. Siebenjährige und achtjährige Kohlmeisen wurden durch die Beringung mehrfach ermittelt, eine wurde sogar neun Jahre alt.

Meisen, vorzugsweise die Kohlmeisen und die Blaumeisen, die am zahlreichsten vertreten sind und die Nähe des Menschen am ehesten aufsuchen, sind zu Lieblingen der Menschen geworden, besonders seitdem man auf Grund gesicherter Untersuchungen weiß, daß sie das lästige Heer schädlicher Kerbtiere stark vermindern helfen. Wer sich ihrer Schönheit, ihrer Regsamkeit und ihres drolligen Wesens erfreuen und sich zugleich ihre Mitarbeit an der Pflege seiner Gartengewächse sichern will, möge

die geringen Ausgaben für einen Nistkasten und ein Futterhäuschen nicht scheuen. Beide Geräte müssen aber praktischen Anforderungen entsprechen. Der Nistkasten muß leicht zu öffnen sein. Er soll eine herausnehmbare oder aufklappbare Wand besitzen, damit er jederzeit eingesehen und im Herbst gereinigt werden kann, und das Futterhaus muß so beschaffen sein, daß die in ihm dargebotenen Kerne und Körner vor Regen und Schnee geschützt sind.

## WIR LERNTEN KENNEN

aus der

Ordnung Sperlingsvögel, Passeres

Oberfamilie Singvögel, Oscines

Familie Stare, Sturnidae

Star, *Sturnus vulgaris* L.

Familie Finkenvögel, Fringillidae

Stieglitz, *Carduelis carduelis* (L.)

Buchfink, *Fringilla coelebs* L.

Familie Lerchen, Alaudidae

Feldlerche, *Alauda arvensis* L.

Familie Stelzen, Motacillidae

Bachstelze, *Motacilla alba* L.

Schafstelze, *Motacilla flava* (L.)

Gebirgsstelze, *Motacilla cinerea* Tunstall

Familie Meisen, Paridae

Kohlmeise, *Parus major* L.

Familie Schnäpper vögel, Muscicapidae

Unterfamilie Grasmücken, Sylviinae

Sumpfrohrsänger, *Acrocephalus palustris* (Bechstein)

Teichrohrsänger, *Acrocephalus scirpaceus* (Hermann)

Gelbspötter, *Hippolais icterina* (Vieillot)

Mönchsgrasmücke, *Sylvia atricapilla* (L.)

Unterfamilie Drosseln, Turdinae

Singdrossel, *Turdus ericetorum* Turton

Amsel, *Turdus merula* L.

Gartenrotschwanz, *Phoenicurus phoenicurus* (L.)

Nachtigall, *Luscinia megarhynchos* Brehm

Rotkehlchen, *Erithacus rubecula* (L.)

Familie Zaunkönige, Troglodytidae

Zaunkönig, *Troglodytes troglodytes* (L.)

Familie Schwalben, Hirundinidae

Rauchschwalbe, *Hirundo rustica* L.

Mehlschwalbe, *Delichon urbica* (L.)



